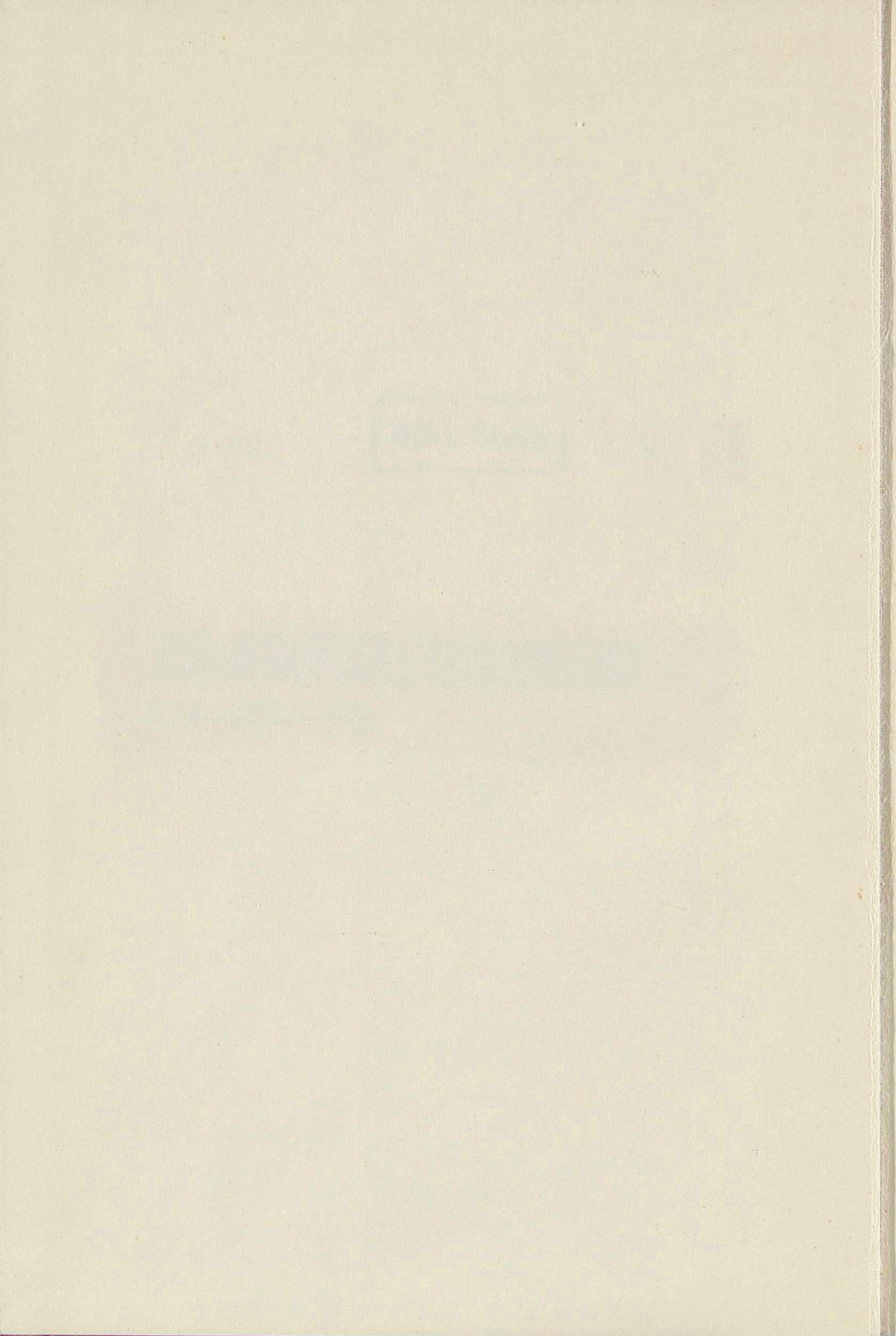
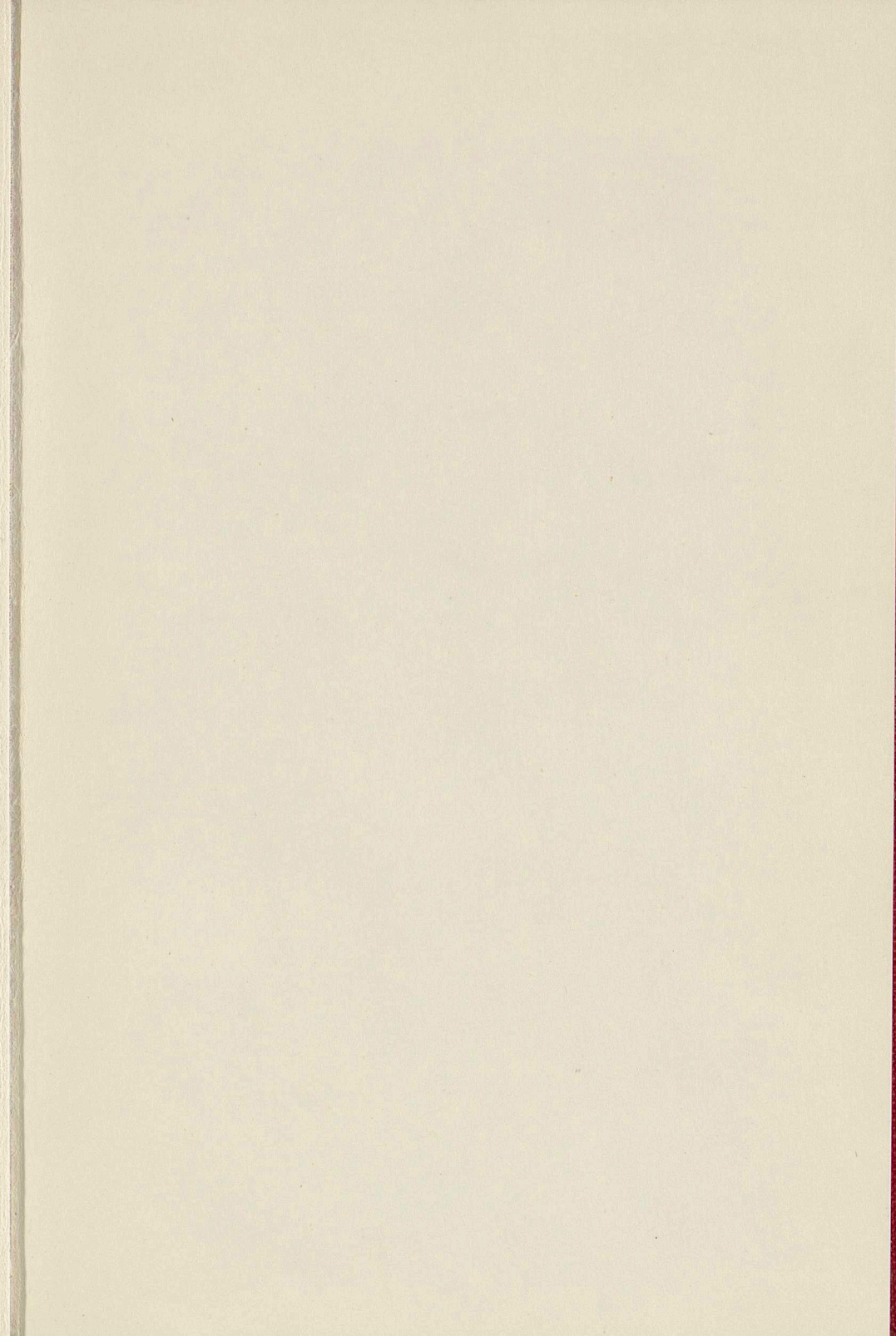


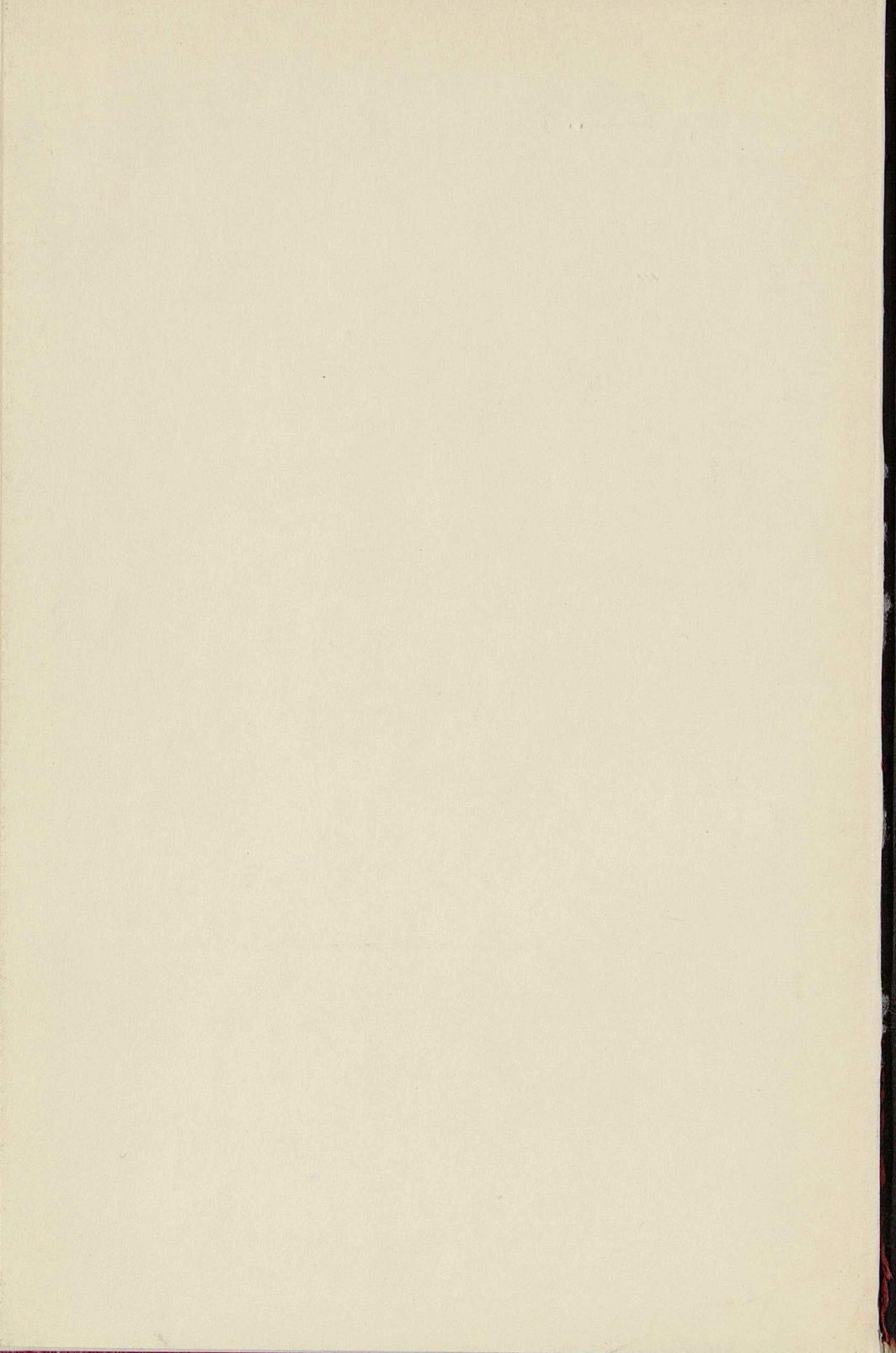
Rara

STEIN

R
55









Anti-Nautikus

*Deutschlands
revolutionäre
Matrosen*

Verlag: Karl Schulzke, Hamburg

Handwritten mark

Bibl. Stein

1847/55 R

AA 0.31
A N T I - N A U T I K U S

DEUTSCHLANDS
REVOLUTIONÄRE
MATROSEN

VERLAG: KARL SCHULZKE, HAMBURG 36, VALENTINSKAMP 42

Bibl. Steie Q55 Rosa



DER
ROTEN MARINE
GEWIDMET

1951.1841/55

VORWORT

Die Flotte ist ein Wegbereiter des Kapitalismus gewesen. Sie war auch zu seiner späteren Entwicklung und seinem Eintritt in die imperialistische Epoche unumgänglich notwendig. Aber so, wie die Seeleute der Hanse, wie die Mannschaften der Kauffahrteiflotten die ersten Boten des sich langsam entwickelnden Kapitalismus waren, so wurden die Matrosen der modernen Kriegsflotte zu Vorboten der Weltrevolution.

Wer kennt nicht die Taten Martyrs und Badinas, der Meuterer der Schwarzen-Meer-Flotte? Wem sind die Heldentaten der russischen revolutionären Matrosen von 1917 unbekannt? Wer hat nicht in frischer Erinnerung die Aufrührbewegungen auf den spanischen und französischen Schiffen, die zum marokkanischen Kriegsschauplatz fahren? Und wer endlich weiß nicht um das Heldentum revolutionärer deutscher Matrosen während des Weltgemetzels?

Und doch wissen wir über die Einzelheiten dieses Kampfes ebenso wenig wie über den Aufbau und die sozialen Verhältnisse in der Flotte des imperialistischen Zeitalters.

Hier unternimmt es einer, sie zu schildern. Ein Proletarier, der mitten im Strom der revolutionären Kampfbewegung steht, schreibt, mit ungelassenen Händen zwar, aber aus eigenem, blutvollen Erleben heraus, und darum umso packender, die Geschichte jener Helden, die auf Vorposten der Revolution standen.

Zum 7. Jahrestag der deutschen Novemberrevolution geben wir dieses Büchlein heraus. Sieben Jahre sind vergangen seit jenen Tagen, da rote Matrosen in allen Städten Deutschlands das Banner der Rebellion aufpflanzten. Damals schien die Sonne der proletarischen Befreiung am Horizont aufzugehen. Aber die Befreier wurden gemordet. Und statt der roten haben wir heute die weiße Diktatur.

Die weiße Diktatur des deutschen Großkapitals, das mit den Imperialisten Bündnisse abschließt, um mit Waffengewalt den proletarischen Osten zu zerschmettern. Das neuimperialistische Deutschland tritt auf den Plan, bereit, bei entsprechendem Profit an neuen Weltgemetzeln teilzunehmen. Wann sie beginnen werden? Das kann man nicht voraussagen. Aber eins kann mit felsenfester Gewißheit vorhergesagt werden, daß Reichpietsch' und Cöbes' Vorbild Millionen und aber Millionen mit unend-

lichem Heroismus erfüllen, daß ein kommender Krieg uns bereiffinden wird, Lenins Ruf: „Bürgerkrieg dem imperialistischen Kriege!“, in die Tat umzusetzen.

Es ist heute keine Zeit, die Opfer zu beweinen. Kampfposten erfordern harte Männer. Es gilt, ein Geschlecht zum Kampf zu erziehen, das sich zum Lebensgrundsatz machen wird: „Man muß nicht leben, man muß kämpfen!“ Drum gebt der Jugend das Büchlein in die Hand. Wenn sie daraus lernt, so wie unsere roten Matrosen zu leben, zu kämpfen und, wenn nötig, auch zu sterben, wenn es hilft, in ihr den Willen zu erwecken, Herz und Hirn, Körper und Geist, Flamme und Schwert der proletarischen Weltrevolution zu sein — dann hat diese Schrift ihren Zweck erfüllt.

Hamburg, den 7. November 1925.

Ernst Thälmann.

Deutschlands Flotte

Die Flotte als Ausdruck der imperialistischen Bewegung

Seit den Tagen der „Hanseaten“ und des Großen Kurfürsten, in der Zeit des aufkommenden und sich entfaltenden Handelskapitals, des Vorläufers des modernen Kapitalismus, kennt die deutsche politische Geschichte keine eigene Kolonialpolitik mehr. Politisch-geographisch zerrissen, aufgeteilt in zahlreiche Kleinstaaten, war Deutschland nur Schau- und Tummelplatz für die Konflikte der anderen, ökonomisch und politisch fortgeschrittenen Staaten. Erst in den beiden letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts, nach der Einigung der süddeutschen und der norddeutschen Staaten, wurde Deutschland wieder ein einflußreicher Faktor der Weltpolitik in Übersee. Die nationale Einigung von 1870-1871 schuf die wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen für den Übergang von der Kontinentalpolitik zur Kolonial- und damit zur Weltpolitik. Sie war der Ausdruck der Befreiung der wirtschaftlichen Kräfte, die der treibende und bestimmende Faktor der kommenden Politik des deutschen Imperialismus werden sollten.

Wenngleich in den ersten Jahren nach der Einigung noch nicht viel zu spüren war von einer Außenpolitik des deutschen Staates im imperialistischen Sinne, so ändert das nichts an der Tatsache, daß die Vereinigung der deutschen Staaten zu einem großen einheitlichen zentralisierten Staatengebilde erst die Voraussetzungen für eine imperialistische Entwicklung schuf. Daß die in diesem Sinne laufende Entwicklung erst 15 Jahre nach der Einigung deutlich sichtbar in der deutschen Politik nach außen sowohl wie nach innen sich abhob, lag einerseits daran, daß durch den französischen Milliardenkrieg die wirtschaftliche Entwicklung im Lande selbst noch sehr weiter Spielraum gegeben war (siehe die sogenannten Gründerjahre) und daß politisch die junge, nun zur Herrschaft gelangte Bourgeoisie sich in dem neugezimmerten deutschen Reiche selbst erst einmal häuslich einrichten mußte und mit den Junkern und Großagrariern um die besten Plätze unter Bismarcks Regierung und der seiner Nachfolger zu streiten hatte.

Aus dieser Entwicklung heraus entsprang nach der großen wirtschaftlichen Krise von 1874 zuerst die Schutzzollpolitik. Sie wurde zunächst als Allheilmittel gegen die Krisen, die als Folgen des Steigens der Produktivkräfte in der kapitalistischen Gesellschaft in Erscheinung traten, angesehen. Man glaubte vielfach, ohne entsprechende Steigerung der Konsumtionskraft genügend Extraprofite erlangen zu können.

Gar bald aber setzte sich jene Politik durch, die mit dem Beginn der Kolonialpolitik den Anfang der offenen imperialistischen Politik, als gegebene Staatspolitik darstellte.

Aus dieser Entwicklung der deutschen Politik und Wirtschaft zu Ende des vorigen Jahrhunderts ergaben sich naturnotwendig sehr deutliche Umgruppierungen im Militärwesen.

Es war klar, daß der deutsche Staat, gezwungen durch die wirtschaftlichen Verhältnisse beim Übergang von der Kontinentalpolitik zur Kolonialpolitik, sich auch die Machtmittel schaffen mußte, die die Durchführung dieser Politik gewährleisten.

*

Die Kontinentalpolitik eines Bismarck war durch die wirtschaftliche Entwicklung bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhundert hinein bedingt. Sie stützte sich im wesentlichen, oder besser, sie war der Ausdruck einer sehr merkantilistischen Auffassung vom Wesen des Kapitals. Die Auffassung, mit der man damals und auch noch sehr oft später (zum Beispiel die freisinnigen Politiker 1904) gegen die neue imperialistische Politik der Regierung argumentierte, hatte jenen Satz zur Grundlage, daß

„die Güte der Waren und nicht die Kanonen die Welt eroberten“.

Sie forderten zu ihrer Durchsetzung nur ein starkes Landheer, das technisch und in taktischer Beziehung sehr gut ausgerüstet und mit den neuesten Kampfmethoden und Kampfesarten jeweils vertraut war.

Soweit Flottenbestände überhaupt in Frage kamen, wie etwa die alte preußische Küstenflotte, die nach der Einigung 1871 vom Reiche mit übernommen wurde, dienten sie in Zeiten solcher Politik nur dem Küstenschutz. Sie waren nur Defensivmittel der Bismarckschen Politik. Auf ihre technische Ausrüstung, ihren Ausbau als Angriffswaffe, brauchten sie keinen Wert zu legen.

Sobald aber die rein kontinentale Politik durch die koloniale Politik abgelöst wurde, mußte auch das Militärwesen eine Änderung erfahren. Insofern eine Änderung, als die Flotte ihren bisherigen Charakter aufgeben mußte, um zu einer Angriffswaffe für die neue Politik ausgebaut zu werden.

Nachdem sich auch der Schutzzoll nicht als das alleinige Heilmittel erwiesen hatte, mußte er endlich der offenen Kolonialpolitik Platz machen. Ihr widersetzten sich in dem ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts nur noch die kleinen wilden Spießer, die politischen Ideenträger der Freisinnigen, des Handwerks- und Industriekapitals.

Jetzt galt es für die herrschenden kapitalistischen Gruppen in Deutschland, nicht mehr allein durch ein starkes Landheer nur die Produktionsbasis zu sichern, sondern es mußte auch das in andere Länder, eben in die Kolonien ausgeführte und dort angelegte Kapital geschützt und vor gegnerischen Zugriffen gesichert werden. Das aber konnte ein Landheer nicht, auch wenn es technisch noch so gut ausgerüstet und taktisch noch so gut geschult worden wäre. Dazu bedurfte es auch einer starken Flotte, die in der Lage war, das in den Kolonien angelegte Kapital zu schützen, zu verteidigen und dadurch entsprechende Anlagemöglichkeiten für den Kapitalexport überhaupt erst zu schaffen.

*

Mit dem Kapalexport, mit der Kolonialpolitik begann in Deutschland zugleich das Flottenrüsten und der Ausbau der ehemaligen Küstenschutzgeschwader zu einer erstklassigen Angriffswaffe.

In diesen Zusammenhängen betrachtet, gewinnt das Wort des Verteidigers der Politik des Flottenrüstens, Wilhelm II.: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“ eine ganz andere Bedeutung, als wie sie ihr bei der Agitation gegen die imperialistische Politik zugemessen wurde. Es war die programmatische Losung und Formel für den deutschen Imperialismus und nicht nur der Ausspruch eines an Großmannsucht leidenden Herrschers. Auf Grund dieser Tatsachen wird es klar und verständlich erscheinen, wenn wir kurz zusammengefaßt nochmals folgendes replizieren:

Die deutsche Flotte, so wie sie seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts allmählich von einer kleinen Kreuzerflotte bis zu den Überdreadnoughts und Unterseebooten sich entwickelt hatte, ist ein Kind des

deutschen Imperialismus. Sie war außer dem stehenden Heer das notwendige Angriffs- und Demonstrationsmittel für die Durchführung und Durchsetzung dieser Politik. Diese Gewaltmittel zu schaffen, war eine der Lebensnotwendigkeiten des deutschen, wie jedes Imperialismus. Denn der Imperialismus bedeutet immer die Politik der Gewalt, eine Politik der Gewalt vor allem gegen die wirtschaftlich schwachen und rückständigen Völker. Deshalb ist diese Politik ohne Gewaltmittel — Flotte und Landheer — undurchführbar, selbst in den Staaten, wo nur Schwanz- oder Alterimperialismus getrieben werden kann.

*

Die soziale Zusammensetzung der Flottenmannschaft

Die Flotte mit ihrer ungeheuren technischen Kompliziertheit bedingte einen Mannschaftsbestand, der nicht nur nach rein physischen Gesichtspunkten, sondern der nach technischen Gesichtspunkten zusammengestellt worden war. Die Musterungslisten für die Marine der Vorkriegszeit weisen das auch am besten auf. Hohe technische Qualifikationen waren die Voraussetzungen bei der Aushebung von Mannschaften für die Marine. Sie ermöglichten es überhaupt erst, den Gedanken der Einzelausbildung an Bord Wirklichkeit werden zu lassen. Die erforderlichen Handfertigkeiten und beruflichen Kunstgriffe, die die Bedienung aller technischen Einrichtungen eines Kriegsschiffes erforderten, konnten natürlich nicht erst während der Dienstzeit angelernt werden. Soweit eine Ausbildung im technischen Sinne während der Dienstzeit überhaupt in Frage kam, bestand sie lediglich darin, die Arbeit des einzelnen von der aufbauenden Tätigkeit auf die Vernichtungsarbeit umzustellen. Qualifizierte Handwerker, Schlosser, Mechaniker, Heizer, Zimmerleute, Seeleute stellten somit das Hauptkontingent des Mannschaftsbestandes in der Flotte. Diese hochwertigen Kräfte, die bei jeder Aushebung zur Marine „gezogen“ wurden, rekrutierten sich aber im wesentlichen aus den großen deutschen Industriezentren. Dorthin, wo der Hort der großen freigewerkschaftlichen Organisationen und Propaganda lag. Es war deshalb ganz selbstverständlich, daß dieses Mannschaftselement viel unruhiger und selbstbewußter war, und deshalb ganz anderen Erziehungsmethoden unterworfen werden mußte, wollte man dessen geistige und technische Qualitäten für den Flottendienst nutzbar machen. Aus dieser Tatsache heraus erklären sich alle Erscheinungen, die im Flottendienst und in der Ausbildung der Marinetruppen sich fortschrittlich vom Exerzierreglement der Infanterie, Kavallerie und Artillerie abheben. Kurze militärische Ausbildung in geschlossenen Verbänden, dann mehrjährige Bordkommandos mit fast nur technischen Instruktionen und wenig militärischem Dienst waren die charakteristischen Merkmale der Mannschaftsschulung in der Marine. Weniger Disziplin, leichteres Avancement, technische Fortbildung an Fachschulen zeigten die ins Auge springenden Unterschiede am besten auf.

Wir sagten weiter schon, daß der Mannschaftsbestand der Marine vorwiegend aus Menschenmaterial zusammengestellt worden war, das aus den Industriezentren und Hafenstädten kam. Dank einer ausgeprägten sozialdemokratischen Agitation und Propaganda und guter Gewerkschaftsarbeit, dank der dort herrschenden brutalen Ausbeutungsmethoden war eine relativ scharfe Klassenscheidung zwischen Kapitalisten und Proletariern vorhanden. Die Arbeiter aus diesen Gebieten waren sehr wohl vertraut und bekannt mit den Kampfmitteln ihrer politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen, um sich auf kollektiver Grundlage von den Kapitalisten und Regierungen wirtschaftliche und teilweise politische Rechte und Vorteile erkämpfen und ertrotzen zu können. Ihnen ging der Respekt vor dem Herrn, wie er heute noch zum Teil in agrarischen Gebieten Deutschlands bei der Landbevölkerung zu finden ist, völlig ab. Diese Momente bedingten, daß man, um sie bei der Flotte auszunutzen, nicht mit den üblichen Methoden,

wie sie beim Landheer gang und gäbe waren, „erziehen“ konnte. Man mußte wohl oder übel ihrer Eigenheit, ihrem Selbstbewußtsein Rechnung tragen, bis zu dem Grade, als man dabei durch Verzicht auf Kadavergehorsam ihre Qualitäten zugunsten der Seekriegsführung ausnutzen konnte. Also automatische Lockerung der Disziplin, wie sie sonst die Militaristen bekämpften, war bei den Flottenmannschaften eine notwendige Folge der Entwicklung der Flotte vom Verteidigungs- zum Angriffsmittel des Imperialismus.

Die technische Sonderstellung, die die Flotte gegenüber dem Landheer bezog, erforderte gleichzeitig auch nach einer anderen Seite hin Konzessionen. Bei objektiver Betrachtung leuchtet es ohne weiteres ein, daß die Führer der Flottenbewegung dahin streben mußten, die erworbenen technischen Qualitäten und Erfahrungen der Marinemannschaften solange als möglich der Flotte nutzbar und dienstbar zu machen. Aus dieser Tatsache resultiert z. B. der scharfe und erfolgreiche Kampf des Reichs-Marine-Amtes gegen den linken Flügel im Parlament und gegen die sozialdemokratische Bewegung — für längere als dreijährige Dienstzeit bei der Marine. Andererseits wurde aber auch durch kurzfristete Avancements Voraussetzung für die Verlängerung der Dienstzeit geschaffen. So konnte z. B. ein qualifizierter Handwerker, wenn er für den Flottendienst kapitulierte, in anderthalb Jahren Unteroffizier sein, und dabei brauchte er nur vierjährige Dienstverpflichtung auf sich zu nehmen, während jedoch, wie bekannt, beim Landheer und selbst bei den ausgeprägtesten technischen Gruppen eine zwölfjährige Kapitulation erforderlich war. Als Kontrahent zur dreijährigen Dienstzeit und Kapitulation diente die Besoldungs- und Löhnungsordnung. Unter Einbeziehung des Kleidergeldes war die Löhnung und Besoldung des Mannschafts- und Unteroffiziers-Bestandes bei der Marine wesentlich höher als bei anderen Truppenteilen. Zu all diesen Dingen, die dazu dienten, die Schlagkraft der Flotte zu steigern und zu sichern, gesellten sich noch eine ganze Reihe Konzessionen, die sich einfach für den Flottendienst aus der sozialen Stellung des einzelnen Mannes im Zivilleben ergaben.

Die kollektiven Kämpfe der Industriearbeiterschaft und der Arbeiter in den Hafenstädten hatten selbstverständlich eine Differenzierung in der Lebenshaltung und in den Lebensbedürfnissen im Vergleich zur Landbevölkerung zur Folge. Eine Erscheinung, bei der man gerade bei der Schaffung der Flotte nicht vorübergehen konnte. Die Schulung, die vom Standpunkte des Klassenkampfes diese Proletarier im Zivilleben erhalten hatten, mußte bei den Lebensverhältnissen an Bord sich gegen das Kampfmittel, die Flotte selbst, richten. Es war deshalb ganz selbstverständlich, daß im Seediensreglement Maßnahmen vorgesehen waren, die es den Flottenführern ermöglichten, trotz alledem diesen fortgeschrittenen Teil der Arbeiterschaft im Flottendienst zu halten, ohne unter ihnen eine antireaktionäre Bewegung hervorzurufen. Vor allem wurden hierbei im Ernährungs- und Verpflegungswesen neue Grundsätze geschaffen und überhaupt bei der Erhöhung der Lebensbedürfnisse der Flottenmannschaften (Flotten-Index) mehr Sorgfalt verwendet, als es beim Dienst des Landheeres zu geschehen pflegte.

Die Zusammensetzung der Marinemannschaften aus technischem und seemännischem Personal war im Verhältnis 1:1; beim Landheer war das Verhältnis der technischen Truppen zu dem übrigen Mannschaftsbestand 1:8. Bedenkt man dabei, daß im seemännischen Personal ebenso noch 20 Prozent rein technisches Personal (Funker, Navigationsleute, Feuerwerker) enthalten waren, so geht daraus hervor, daß die technische Truppe die rein militärische in der Flotte überwog. Dieses rein statistische Material allein schon würde genügen, ohne daß man das vorher Gesagte kennen würde, um den anderen Kurs im Erziehungswesen der Flottenmannschaften zu kennzeichnen.

Diese eigenartige soziale Struktur im Mannschaftsbestand der Flotte barg selbstverständlich große Gefahren und Widersprüche für den deutschen

Imperialismus und seine Flottenpolitik in sich. Hier zeigt sich, wie überall in der kapitalistischen Gesellschaft, daß der Kapitalismus selbst seine eigenen Widersprüche und Überwinder zeugt, denn trotz sozialer Gehobenheit der Flottenmannschaften gegenüber denen des Landheeres war der Kern derselben dennoch antikapitalistisch eingestellt und mußte notwendigerweise im Verlaufe der Entwicklung zu revolutionären Antipoden der Überseepolitik des deutschen Imperialismus werden.

Das Reichsmarineamt sah schon in der Friedenszeit bis zu einem gewissen Grade diese Entwicklung voraus. Durch eine sehr geschickte ideologische Beeinflussung der Bevölkerung in der Heimat versuchte es, schon vor der Militärzeit auf den zukünftigen Mannschaftenbestand einzuwirken. Diese vorbereitende, werbende Tätigkeit lag den Flotten-, Marine- und Kolonialvereinen ob. Ihre Aufgabe bestand im wesentlichen in zweierlei:

1. Gegen die merkantilistischen Tendenzen im Bürgertum die Bewegung für die Flotte innerpolitisch durchzuführen,
2. unter den Arbeitern für die nationalen Ziele des deutschen Imperialismus, für eine freiwillige Anwerbung zum Flottendienst Sorge zu tragen.

Bei dieser sehr geschickt aufgemachten agitatorischen und propagandistischen Arbeit der Flottenvereine usw. kam dem Reichsmarineamt im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die politische Unklarheit der sozialdemokratischen Arbeiter über das Ziel und den Zweck des Kampfes der Arbeiter-Organisationen gegen den Imperialismus sehr zu statten. Denn über die Bedeutung und den Charakter des Imperialismus wurde die deutsche Arbeiterklasse sich erst sehr spät klar. Sicherlich hat das seine Gründe in der sehr bizarren, verworrenen Entwicklungsgeschichte des deutschen Imperialismus selbst. Zweifellos war aber auch daran schuld das Hinterherhumpeln der sozialdemokratischen Organisationen hinter den politischen Tageskämpfen und deren Forderungen. War doch bis tief in das Proletariat hinein in Deutschland die Auffassung vertreten, daß der Imperialismus zur nationalen Eigenart der Politik Englands geworden sei. Man erkannte nicht, und das zeigte sich ja auch in Kautskys Schriften in dieser Frage, daß eben, wie Lenin sagt, der Imperialismus die jüngste Etappe des Kapitalismus sei. Diese falsche Auffassung verhinderte natürlich das Durchdringen einer richtigen revolutionären Propaganda, wie sie z. B. instinktiv von Karl Liebknecht aufgegriffen wurde, gegen den Militarismus und in erster Linie gegen die Flottenpolitik. Sie erleichterte der Agitation der Flotten- und Marine-Vereine die Arbeit und erwirkte ihren zweifellos guten Erfolg.

War in den letzten Jahren vor Kriegsausbruch die Losung „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“ zur Leitparole aller Maßnahmen des Bürgertums für den Militarismus geworden, so war durch die Agitation der Flottenvereine der Traum von „unseren blauen Jungens“ Gemeingut der deutschen Jugend bis tief hinein ins proletarische Lager. So ist in nicht zu verkennender Weise die sozialistische Ideenwelt und das Echo der Klassenkämpfe auf wirtschaftlichen und politischen Gebieten von der Marine-Bewegung ferngehalten worden. Es war gar keine Seltenheit, daß, wenn wir in den ersten Kriegsjahren Marine-Angehörige, von denen wir die Zugehörigkeit zu politischen und gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiterschaft in Zivil kannten, sie in unseren Debatten über die Notwendigkeit der Organisation des Kampfes gegen den Krieg aufklären wollten, wir von ihnen aufs schärfste zurückgewiesen wurden. Für sie war eben schon, wie Karl Radek einmal sagte, „der Sozialismus keine aktuelle Frage mehr“. Wie konnten sie also konkret antworten auf die Fragen des Kampfes gegen den Imperialismus?“

Wenn also der Zweck der Flotte es bedingt, daß bei der Zusammensetzung der Mannschaften auf Schichten zurückgegriffen werden mußte die dem fortgeschrittensten Teil der Proletarier angehörten, und so der

Keim der eigenen Zersetzung in die Flotte hineingelegt wurde, dann mußte in logischer Konsequenz bei einer solchen inneren Struktur der wichtigsten Waffe des Imperialismus dieser durch richtige revolutionäre Arbeit gerade an dieser Stelle am schwersten erschüttert werden. Das Bestreben der imperialistischen Herren im Marine-Amt ging deshalb auch darauf hin, durch ideologische und materielle Agitation und Propaganda die sich aus dieser Entwicklung ergebenden Gefahren zu überwinden, durch Anpassung der Dienstgepflogenheiten der Flotte an die Lebensgewohnheiten der Mannschaften soweit als möglich den revolutionären Einfluß einzudämmen. Uns aber war klar, wollten wir tatsächlich von vornherein einen wirklichen Kampf gegen den Imperialismus von innen heraus führen, so mußte an der schwächsten Stelle desselben begonnen werden, dort, wo im Herzen des kapitalistischen Gegners der Kern der eigenen Truppe saß. Es mußte bei der Marine begonnen werden. Man durfte sich eben nicht täuschen lassen. Hinter den 300 Millimeter starken Panzern, die sich auf den Wassern wiegten, schliefen die Elementarkräfte der proletarischen Revolution. Es galt nur, sie zu wecken, um den Panzer sprengen zu können.

*

1914 bis 1917

Die sehr breit angelegte, durch außen- und innenpolitische Erfahrungen bedingte Agitation für die deutsche Flotte unter der Bevölkerung schuf innerhalb Deutschlands eine sehr illusionäre Auffassung über die Stärke und Kampfkraft der Seestreitkräfte.

Man erwartete von der Flotte ein deutsches Trafalgar, das die Dauer und den Ausgang des Krieges entscheiden sollte.

Diese Auffassung über die strategische Bedeutung der Flotte fand ihre Widerspiegelung in Marinekreisen. Es kam der „Husarengeist“ zum Durchbruch. Die Kreuzer „Frauenlob“, „Ariadne“ und „Augsburg“ und die Torpedoflottillen, die seit den Novembertagen 1914 auf dem Meeresgrunde der deutschen Bucht liegen, legen dafür reichlich Zeugnis ab.

Doch mit der Dauer des Krieges wuchs die Erkenntnis über die tatsächlichen strategischen Werte, die in der deutschen Flotte vorhanden waren, bei der Bevölkerung. Mit dem Fortschreiten dieser Erkenntnis steigerte sich das Mißtrauen gegenüber der gesamten Flotte. Je mehr die Illusionen innerhalb der Arbeiterschaft über diese Institutionen zerstört wurden, umso kritischer stand sie diesem Teil des deutschen Militarismus gegenüber. Aus dem deutschen Matrosen, der bisher das Schoßkind des deutschen Spießers war, wurde sein Stiefkind.

Bei den engen Bindungen, die zwischen Marinemannschaften und der Heimatbevölkerung gegeben waren (sie wurden vom Reichsmarineamt geschaffen), farbte dieser Stimmungsumschwung in der Bevölkerung selbstverständlich auch auf die Mannschaften ab. Im Zusammenhang mit der Verschlechterung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Marinemannschaften wuchs sich dann im Laufe der Kriegsjahre diese Mißstimmung zu einer organisierten Bewegung gegen den Krieg überhaupt aus.

Doch was 1915 nur ganz lose und unzusammenhängend hier und da unter den Flottenmannschaften aufkam, das wurde noch einmal unterdrückt durch den gewaltigen Stimmungsumschwung, den die Seeschlacht am Skagerrak in der Heimat sowohl wie unter den Flottenmannschaften hervorrief.

Erst das Durchsickern von Gerüchten über die Tätigkeit Karl Liebknechts und seiner Antikriegspropaganda gestattete den Mannschaften wieder ein Besinnen auf ihre Klassenlage und das Organisieren einer Bewegung, die sich ganz bewußt, unter Ausnutzung der vorhandenen Stimmungen, den organisierten Kampf gegen den Krieg innerhalb der Flotte zum Ziel steckte.

Wir hatten schon Ende 1915, in der Zeit, als die ersten Urlaubssperren einsetzten, auf einigen Schiffen kleine Mannschaftsgruppen, die ernsthaft über die Fragen des Kampfes gegen den Krieg diskutierten, die gegenseitig die Verbindungen aufnahmen und mit Hilfe der Orientierung durch linkssozialdemokratische Zeitungen versuchten, Bindungen mit revolutionären Arbeitergruppen in der Heimat zu bekommen. Aber diese Gruppen waren lose, nicht fest organisiert, und arbeiteten teilweise unter den verschiedensten Voraussetzungen nach ganz verschiedenen Zielen hin. Erst als an Bord der Schiffe zum ersten Mal die Nachricht kam, daß unter der Arbeiterschaft in der Heimat sich organisatorisch eine Bewegung beginne zu entwickeln, die zielbewußt, mit allen Mitteln gegen den Krieg arbeitete, erst dann konnten wir beginnen, zentral eine solche Marinebewegung aufzubauen, wie sie später in Erscheinung getreten ist. Sobald wir ernsthaft, gestützt auf die Heimatsorganisationen, daran gingen, eine zentrale Organisation in der Flotte aufzubauen, fanden wir überall wider Erwarten sehr günstigen Boden dafür vor. Im Anfange des Jahres 1916 bildete dann unsere Bewegung schon einen sehr respektablem Bestandteil der revolutionären Bewegung gegen den Krieg.

Sie bekam noch einmal einen sehr spürbaren Rückschlag durch die Skagerrakschlacht, doch bald, nach Aufkommen der nationalen Agitation gegen Karl Liebknecht, wie sie besonders von den Offizieren durchgeführt wurde, verspürten wir wieder einen Aufschwung in unserer Organisation. Dieser Aufschwung auf Grund der ideologischen Klärung innerhalb des Mannschaftsbestandes über den wahren Charakter des Krieges wurde noch in der Flotte gefördert durch die täglich sich zuspitzende Situation auf wirtschaftlichem Gebiete.

Kürzungen der Brotrationen, Verschlechterung der Urlaubsbedingungen, Verschärfung des Dienstes, alles das trug mit dazu bei, die Bewegung zu fördern. Ja, wir sagen, gerade letzteres war die Ursache unseres großen Aufschwunges, den wir bei rein ideologischer Kampagne mit den geringen illegalen Mitteln, die uns zur Verfügung standen, zweifellos nie erreicht hätten. Die Bewegung schwoll unheimlich an, und bald zeigten die ersten kleinen Ausbrüche des Kampfgeistes auf den einzelnen Schiffen die politische Erstarkung dieser Bewegung an.

Im nachfolgenden Abschnitt wollen wir eine Reihe solcher Eruptionen schildern.

Zweiter Abschnitt

Auf Vorposten der Revolution!

Kleine Ursachen — große Wirkungen!

Die Gärung unter den deutschen Marinemannschaften war nach der russischen Februarrevolution bereits sehr stark vorgeschritten und nahm Formen an, die den Offizieren immer bedrohlicher erscheinen mußten.

Wenn schon bis dahin des öfteren beim Wecken in den Heizerdecks oder nachts bei Wachablösung unwillige Rufe laut wurden, wie: „Hunger, Hunger — nieder mit der Marmelade!“, so wurden geschlossene Protestbewegungen bei Dienstantritt erst seit den Märztagen 1917 die Regel.

Eine besonders interessante und für die Beurteilung der Stimmung unter den Marinemannschaften sehr charakteristische Demonstration dieser Art wollen wir schildern:

Durch Erlaß des Kommandos unseres Schiffes wurde eines Tages auf den Heizerwachen bekannt, daß die Monatsration an Seife, die die Heizer

zur Körperreinigung und für die Zeugwäsche unbedingt benötigten, herabgesetzt würde. Es sollte von jetzt ab nur noch im Monat drei kleine Stücke KA.-Seife (Kriegssandseifenersatz) und ein Paket Seifenpulver pro Heizer geben. Das war in Anbetracht dessen, daß die Heizer sich täglich, mindestens nach jeder Wache, zweimal baden mußten, eine starke Provokation der Gesamtmannschaft. Denn bei dem Dienst des Heizerpersonals vor den Kesseln, in den Bunkern und an den Maschinen war es unmöglich, sich vom Schweiß, Kohlenstaub und Maschinenöl zu reinigen, ohne eine genügend große Portion Seife. Als eine Herausforderung der Mannschaften war es auch aufzufassen, als ja bei der geringsten Unreinlichkeit, die sich die Mannschaften zuschulden kommen ließen, der Gefahrenherd für ansteckende Krankheiten an Bord der Schiffe sich vergrößern mußte.

Kurzum, dieser Ukas löste bei dem Heizerpersonal eine sehr starke Bewegung aus, die sich zu einer aktiven Demonstration gegen das gesamte Offizierkorps gar bald steigern sollte.

*

Es war in einer wunderschönen Märznacht. Die Heizerwache wurde gerade abgelöst. Nachdem wir uns in der Heizerbadekammer mit Hilfe von Schweißtuch und Seife genügend gereinigt hatten, begannen wir allmählich unsere Hängematten an Ort und Stelle aufzuzurren. Plötzlich erschien im Wachdeck einer unserer Genossen von der Matrosendivision der Steuerbordwache und bat mich und noch zwei meiner Kollegen, nach dem Turbolüfterraum des Heizraumes zu einer wichtigen Besprechung zu kommen. Zunächst mißmutig, daß uns durch Diskussionen über irgendwelche Fragen der so kostbare und leider so kurze Schlaf geraubt werden sollte, trotteten wir durch unser Deck und stiegen den Niedergang hinunter nach dem Turbolüfterraum. Wir fanden dort den später ermordeten Genossen Reichpietsch von der Matrosendivision und noch einige seiner Kameraden sowie Heizer vor. Sie alle befanden sich in einer sehr erregten Diskussion über die Frage, wie man der unerhörten Provokation des Bordkommandos begegnen könne. Zunächst war ich erstaunt, warum gerade die Matrosen, die doch bei weitem nicht solche schmutzigen und anstrengenden Arbeiten zu verrichten hatten wie das Heizerpersonal, sich so stark über den neuen Ukas aufregten. Erfuhr aber dann — nachdem wir uns einige Zeit die Diskussion angehört hatten —, daß man bei den Matrosen noch schärfer als bei den Heizern vorgegangen war, und ihnen auch noch das Seifenpulver genommen hatte.

In sehr erregten Debatten wurde nun hin- und herdiskutiert, was man unternehmen könnte, um mit Erfolg sich gegen diese Maßnahmen aufzulehnen.

*

Es mag bei oberflächlicher Betrachtung der Dinge zunächst lächerlich erscheinen, weshalb gerade ausgerechnet eine solche Frage, die Kürzung der Seifenration, die ganze Schiffsmannschaft in Erregung brachte. Wenn man aber diese Bewegung im Zusammenhang mit den Fragen der Herabsetzung der Lebensmittelrationen, der Urlaubsbeschränkungen usw. betrachtet, dann wird man zu einer wesentlich anderen Auffassung über die Dinge kommen.

Gewiß, die „Seifenfrage“, sie war nicht erster Ordnung für die revolutionäre Bewegung, und es gab an Bord schon lange geheimnisvolle Seifenküchen unter dem und sogar über dem Panzerdeck. Dort wurden unter den unmöglichsten Voraussetzungen Surrogate zusammengebraut, Seifen genannt, die man sonst im gewöhnlichen Zivilleben vielleicht als Talg, Paraffin oder auch als Pech bezeichnet hätte. Bei uns galten sie aber als Seife, und jeder versuchte, unter Anwendung der kunstvollsten Tricks, damit Körper- und Wäschereinigung zu betreiben. Wenn es dabei vorkam, daß die geheimnisvollen Laborate, anstatt den Körper vom Maschinenöl zu reinigen, ihn noch fettiger machten, gerade so, als wenn er mit Kalodermaersatzcreme ein-

gerieben wäre, so fiel es weiter nicht auf. Man war trotzdem stolz auf die Geheimnisse der Seifenalchemie. Als Urelemente dieser Seifenproduktion galten Fischübereste, Schmier- und Torpedoöl, Tran von Schweinsfischen und Möven, kurz alle möglichen fetthaltigen Artikel, die im Umkreis der Schiffskombüse überhaupt nur aufzutreiben waren. An dieser alchemistischen Produktion beteiligten sich nicht nur die Mannschaften des seemännischen und technischen Personals, sondern auch die Unteroffiziere (Maate und Obermaate), und wenn es hochkam, waren auch Deckoffiziere dabei. Wie oft haben wir, wenn wir nachts um 12 Uhr aus den Heizräumen empor-tauchten, schwarz wie die Neger, diese lieblichen Gerüche der Seifenküchen einatmen müssen.

Trotz dieser an allen Ecken und Enden des Schiffes zu verspürenden Seifenproduktion reichte das erzeugte Quantum bei weitem nicht aus, um etwa nunmehr nach der verstärkten Rationierung der Seifenbelieferung durch das Bordkommando den Ausfall wettzumachen, denn man hatte zu gleicher Zeit dem Schmier- und Torpedoöl Zusätze beigefügt, die eine Verseifung unmöglich machten.

*

Also wir berieten über politisch und wirtschaftlich zweckmäßige Abwehrmittel der Provokationen des Bordkommandos. Dabei verfielen die einzelnen Genossen in den Beratungen auf die sonderbarsten Vorschläge. Wir hörten uns die Diskussion an, baten ums Wort und schlugen vor, viel ernsthafter, politischer zu Rate zu gehen und folgendermaßen zu verfahren: Die Matrosen sollten morgens bei Dienstantritt, wenn das Kommando: „An die Geschütze, weggetreten“, kam, nicht wegtreten und durch einen Vertrauensmann die Forderung erheben lassen: „Entweder mehr Seife oder weniger Dienst!“ Den Heizern schlugen wir vor, daß sie beim Antreten zur Arbeitsverteilung einfach den Arbeitsdienst verweigern und fordern sollten, daß ihnen die alte Seifenration wieder zugeführt würde. Ob meines Vorschlages, es mochte so ungefähr um die dritte Morgenstunde herum sein, waren zunächst die Genossen sehr entsetzt. Als sie sich vom ersten Eindruck erholt hatten, erklärten sie, daß ihnen mein Vorschlag zu radikal sei. Nach den Gründen der Ablehnung meines Vorschlages befragt, teilten sie mit, daß solche Art des Vorgehens uns unbedingt einen scharfen Konflikt mit den Kriegsgesetzen einbringen würde, und daß wir dadurch den Marine- und Gerichtsbehörden einen willkommenen Anlaß böten, um vorzugehen und evtl. frühzeitig genug unsere Organisation zu zerschlagen. Einer der Genossen, wir nannten ihn „Mikosch“, von Person sonst klein und unscheinbar, schlug demonstrativ als Gegenmaßnahme vor, lieber in die Offizierslast einzubrechen, die Seife der Offiziere herauszuholen und über Bord zu werfen, um sie einmal spüren zu lassen, was es bedeutet, ohne Seife tagelang herumlaufen zu müssen.

*

Trotz der Einwendungen unserer Genossen beharrte ich auf meinem Vorschlag, unterstützt von den beiden Genossen meiner Wache. Die Diskussion über meinen Vorschlag wurde daraufhin fortgesetzt und nach über einstündiger Debatte in etwas veränderter Form angenommen. Es wurde am Schlusse der Sitzung beschlossen, an Bord unseres Schiffes zunächst nur die Heizer vorgehen zu lassen und nach Verlauf dieser Aktion auf den übrigen Schiffen unseres Geschwaders dasselbe zu wiederholen. Ich schlug vor, um die Dinge praktisch zur Durchführung bringen zu können, die Dienstverweigerung in Verbindung mit unseren Forderungen erst dann vorzunehmen, wenn das Schiff in Alarmbereitschaft auf Schilligreede (d. i. die äußerste Einfahrt des Jadebusens in der Nähe der Insel Wangeroog) liege, da dann die Wirkung viel stärker sei. Es wurde so beschlossen. Morgens gegen 5 Uhr waren wir am Ende dieser entscheidenden Sitzung. Wir gingen schnell noch einmal auf eine Stunde in unsere Hängematten.

Die darauf folgenden zwölf Tage, die uns bis zur Durchführung unseres Planes noch blieben, nutzten wir gründlich aus, um die erste geschlossene Aktion, die unsere Organisation durchzuführen gedachte, gut vorzubereiten.

Wir fuhren am siebenten Tage nach diesem Beschluß nach Wilhelms-haven. Dort nahmen wir Kohlen. Nachdem wurden wir beurlaubt. Da meine Wache Freiwache hatte, ging ich sofort an Land, um mich mit unse-rem dortigen Vertrauensmann in Verbindung zu setzen und mit ihm alle Einzelheiten der geplanten Aktion durchzuberaten. Wir kamen überein, ein ganz kleines Flugblatt anzufertigen. Es sollte an alle Heizer gerichtet werden und den Etat der Heizer dem der Offiziere gegenüberstellen. In sehr drastischen Worten klang es am Schlusse in der Forderung nach mehr Seife aus.

In Ermangelung einer Druckgelegenheit übernahm es der Genosse Ver-trauensmann, uns 500 kleine Flugzettel mit Hilfe eines Typendruckkastens herzustellen. Als er uns zwei Tage später die verlangten Flugzettel brachte, waren wir zunächst erschrocken; wir hatten uns in der Illusion gewiegt, ein sauber angefertigtes Flugblatt zu erhalten. Statt dessen bekamen wir Zettel, auf denen zwar Typen aufgedruckt waren, die aber so schief und durch-einander dastanden, daß wir selbst, die wir doch eigentlich den Inhalt kannten, unsere Mühe hatten, den Text zu entziffern. Ganz abgesehen natürlich von der Orthographie, die ja unseren Genossen an Bord und auch denen an Land noch immer besondere Schwierigkeiten machte. Sie haben ja alle meist nur das Holzpantoffelgymnasium besucht. Trotz alledem, es war da. Wir verstaunten es zunächst so, daß es den Bordspitzeln unsichtbar blieb, um es bei passendem Moment an den Mann zu bringen.

*

Dieser Moment sollte nicht lange auf sich warten lassen. Genau zwölf Tage nach unserer Beschlußfassung über die geplante Seifenaktion wurde Alarm geschlagen. Unser Geschwader machte „Dampf auf“, wir gingen in See. Zunächst lagerten wir auf der Schilligreed und fuhren später durch die Minensperre in der Richtung Doggerbank weiter. Am nächsten Morgen, als wir auf Leckwache waren, verständigte ich mich mit dem Genossen Reichpietsch, daß wir bestimmt um Mitternacht die Arbeit verweigern würden, um unsere Forderungen durchzusetzen. Reichpietsch hatte zwar für diese Nacht Bedenken, da nach den Meldungen, die uns die Genossen von der Funkstation überbrachten, ein Vorstoß der gesamten Flotte an die englische Küste geplant war, und daß man deshalb nach der Meinung Reichpietsch' erst nach Rückkehr der Flotte die Aktion durchführen sollte. Ich zerstreute seine Bedenken und gab dann abends um 7 Uhr, als der Ober-feuermeister für unsere Mittelwache „Klar bei Hängematten“ pfiß, — die Anweisung an unsere Genossen, heute nacht, punkt 12 Uhr, bei Antritt der Ablösung nicht eher wegzutreten, bevor nicht unsere Seifenforderung bewilligt sei.

*

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich sofort unter der gesamten Heizer-mannschaft des Schiffes die Nachricht, daß heute Nacht etwas von den „Sozis“ geplant sei. Die Genossen unserer Wache, obwohl sie wahrhaftig den Schlaf sehr notwendig hatten, da sie nachts um 11.30 Uhr wieder aus den Hängematten mußten, um bis früh um 4 Uhr ihren schweren Dienst vor den Kesselfeuern zu tun, wollten nicht so recht zur Ruhe kommen. Mir ging es selbst so. Gelang es uns nicht, die erste Aktion in verhältnismäßig großer Geschlossenheit durchzuführen, so würde wahr-scheinlich auf lange Zeit hinaus unsere Organisation, die wir so mühselig in zweijähriger Arbeit uns aufgebaut hatten, zerschlagen werden. Ganz abge-sehen davon, daß wir dabei auch persönliches Risiko hatten. Wir waren im Kriegsgebiet und konnten bei Dienstverweigerung sofort niedergeschossen werden.

Es gab kein Zurück mehr. Wir mußten handeln, wenn wir nicht wollten, daß alle nur teilweise überzeugten Anhänger unserer Bewegung sich wieder von uns wandten und wir dadurch der revolutionären Antikriegsbewegung einen schweren Schaden zufügten. Mit diesen Gedanken war ich kaum entschlummert, als uns die gröhrende Stimme des versoffenen Oberfeuermeisters weckte:

„Reiße, Reiße, Lüft die Katjen, — zurrst die Hängematten!“

Das war der Sang dieses groben Säufers, mit dem er uns jedesmal aus unserer Nachtruhe herausriß und uns zum Dienst vor die Kessel trieb. Und wehe dem Heizer, der nicht schnell genug aus den Hängematten sprang, ein Griff, ein Schnitt am Kopf der Hängematte und er machte einen unfreiwilligen Gleitflug auf das linoleumgeschmückte Zwischendeck.

Zehn Minuten vor Mitternacht sammelte sich die gesamte Heizerwache in der Schiffsschmiede zur Ablösung für die Bunker- und Heizräume.

Als der wachhabende Ingenieur zur Ablösung in die Schmiede trat, meldete der diensttuende Obermaat: „Zwote Heizerwache klar zur Ablösung!“ Lässig und faul salutierend nahm der Ingenieur diese Meldung entgegen und befahl: „Zwote Wache — an die Arbeit — weggetreten!“ Die Heizer und Oberheizer standen still wie die Ölgötzen. Man sah ihnen die Erregung auf den Gesichtern an. Keiner wollte als feige gelten und wegreten. Der Ingenieur und auch der Obermaat, der bei uns den Spitznamen „Purzelmann“ führte, waren ganz sprachlos darüber, daß wir ihrem Befehle keine Folge leisteten. Das war ihnen in ihrer langen Praxis, die doch eine einzige lange Kette von Schikanen an den Mannschaften war, noch nicht vorgekommen. Zunächst riß sich der „Herr“ Ingenieur einmal korrekt zusammen, riß Augen und Maul sehr weit auf und kommandierte nochmals: „An die Arbeit, — weggetreten!“ Und wiederum rührte sich niemand. Als er sah, daß auch das nichts half, wurde er im Gesicht blutrot und dann leichenblaß. Der Obermaat trat auf ihn zu, flüsterte ihm etwas ins Ohr und befahl: „Rührt Euch!“ Dann verschwand der Ingenieur für einige Augenblicke in der Richtung nach den Offizierskajüten. Inzwischen versuchte Freund Purzelmann, uns über unser kriegsverräterisches Verhalten aufzuklären und unser einheitliches Vorgehen irgendwie zu zerstören. Aber alle, an die er herantrat, nahmen zwar gefälligst die Finger längs und schauten ihn mit der dümmsten Miene von der Welt, wie das so bei den Stookern üblich war, an, aber eine Antwort erhielt er von keinem.

Nicht lange darauf erschien der Ingenieur mit dem wachhabenden Offizier, befahl „Stillstehen!“ und gab das Kommando: „Meldungen und Gesuche vortreten!“ Sofort trat ich als erster im vordersten Gliede vor und meldete ihm, daß ich die frühere Seifenration für mich und meine Kameraden fordere. Mein Vorgehen ermutigte auch die anderen, und plötzlich stand das ganze erste Glied zwei Schritte vor und leierte jenes Sprüchlein her, das wir als Forderung in vorgenanntem Flugblatte kurz vor „Klar bei Hängematten“ durch Genossen der Matrosen-Division hatten in die Hängematten unserer Heizerkameraden legen lassen.

Der Ingenieur und der wachhabende Offizier waren erst baß erstaunt über unsere Forderung. Dann berieten sie sich kurz und erklärten uns, daß unsere Forderungen bewilligt seien. Vom nächsten Morgen ab sollten wir dieselbe Seifenration pro Monat bekommen, wie ehemals.

So schnell, so exakt sind wir wohl noch nie mit unsern Holzpantoffeln zur Arbeit weggetreten, wie in jener Nacht, da diese Seifenaktion den ersten politischen Erfolg für unsere Organisation eingebracht hat. Als wir, verspätet ablösend, in den Heizräumen erschienen und uns die Kameraden der ersten Wache neugierig fragten, warum wir so spät zur Ablösung kämen, erzählten wir ihnen flüchtig, was vorgefallen. Da überlief ein Schmunzeln ihr Gesicht und sie schleppten sich aus den Heizräumen durch die Nieder-

gänge nach den Baderäumen, geleitet von dem wohligen Gedanken, sich bald wieder recht gründlich reinigen zu können.

*

Doch die Freude an unserem Erfolge sollte uns nicht lange bleiben. Als wir morgens um 4 Uhr abgelöst wurden und in der Heizerbadekammer standen, um uns tüchtig mit warmem Wasser abzuspülen, erschien plötzlich unser Obermaat: „Zwote Wache antreten in der Schmiede zur Reinlichkeitsmusterung“. Da waren wir platt. Schnell schlüpften wir in unsere nassen Holzpantoffeln, und um wenigstens unsern nackten Körper ein wenig zu bekleiden, hingen wir das nasse Schweiß Tuch um den Hals, nahmen Seife und Bürste in die Hand und traten im Adamskostüm die Völkerwanderung nach der Schmiede an.

Dort fanden wir den Ingenieur händereibend vor. Wir stellten uns, so nackt wir waren, in Reih und Glied. Der Obermaat machte Meldung und dann gings los. Als wenn es gälte, den Cholerabazillen zu entdecken, wurden wir aufs gewissenhafteste von der Ohrmuschel bis zu den Falten der kleinen Zehe untersucht, ob sich ja nicht etwa bei der Reinigung noch irgendein Staubkörnchen Kohle festgesetzt hätte. Und wehe dem armen Heizer, dem dieses Pech passieren sollte, er konnte damit rechnen, drei Stunden später erst schlafen gehen zu können und dauernd durch Musterungen schikaniert zu werden, bis es den Herren Offizieren gefiel, ihn wegtreten zu lassen. Nach Beendigung der Reinigungsmusterung, die etwa dreiviertel Stunden in Anspruch nahm — sie fehlten an unserem wohlverdienten Schlaf —, beschwerten wir uns über diese Maßnahmen. Frech antwortete uns der Ingenieur, wenn wir so viel Seife bekämen, fühlte er sich verpflichtet, genau zu kontrollieren, ob wir auch tatsächlich das Seifenquantum richtig anwendeten, oder, wie er wörtlich sagte, „es nicht an unsere Huren in Kiel verschacherten“. Über diesen Ausspruch waren wir so empört, daß wir den Burschen am liebsten mit der Faust niedergeschlagen hätten, doch das hätte uns nur in der politischen Auswirkung unseres ersten Erfolges für die Gesamtbewegung gehindert. Wir nahmen es hin, und wie recht wir taten, auf die Provokation nicht hereinzufallen, sondern an Stelle dessen diesen ersten politischen Erfolg agitatorisch gut auszunutzen, das bewies dann der Erfolg unserer zweiten Aktion auch auf anderen Schiffen.

„Feuer aus“!

„Wir fahren hinaus, — wenn in drei Tagen keine Nachricht, dann los! — Hans.“

Das war die letzte Meldung, die das Zentralkomitee der revolutionären Matrosen nach der Meuterei auf dem Linienschiff „Prinzregent Luitpold“ erhielt.

Was war vorgefallen?

Die Heizer auf „Prinzregent Luitpold“ mußten in den letzten Junitagen des Jahres 1917 nach schwerem Wachdienst vor den Kesseln und in den Bunkern in ihrer Freizeit außerdem noch strafweise militärischen Dienst leisten. Diese Anweisungen des Bordkommandos hatten besondere Erregung unter der Gesamtmannschaft des Schiffes hervorgerufen, die zu Ausschreitungen gegenüber den Vorgesetzten führten. Die Ausschreitungen steigerten sich am folgenden Tage, als man wiederum eine Heizerwache in ihrer Freizeit zum militärischen Dienst zwang, anstatt sie ins Schiffskino gehen zu lassen.

Die Folgen der ersten Ausschreitungen brachten es mit sich, daß eine Reihe von Heizern arretiert wurde. Diese Maßnahme trug in erster Linie mit dazu bei, daß am dritten Tage nach den ersten Unruhen plötzlich die übergroße Mehrheit des gesamten technischen Personals alle Arbeiten verweigerte, sich spontan von Bord begab und unter Führung des später er-

schossenen Genossen Cöbes durch die Werfftore hindurch in geschlossenem Zuge von Wilhelmshaven nach Rüsterei marschierte.

Die Demonstranten passierten dabei unbehelligt die Kaserne des Seebataillons. Dort war bereits, also auch bei den Landsoldaten, die Stimmung für die Demonstranten so günstig, daß die Offiziere einen offenen Angriff auf die Matrosen nicht mehr wagten.

In Rüsterei hielten die Demonstranten in einem Wirtshausaale eine Versammlung ab. Als in dieser Versammlung der Genosse Cöbes sprach und die Demonstranten aufforderte, so lange für ihre Forderung, der Beseitigung des militärischen Dienstes in der Freizeit, zu kämpfen, bis sie siegreich durchgesetzt sei, betrat ein Kapitänleutnant das Lokal. Cöbes stand auf einem Tisch und sprach sehr eindringlich zu den Demonstranten. Der Kapitänleutnant forderte nach Beendigung der Rede Cöbes, gestützt auf eine mit ihm gekommene Schiffswache, die Demonstranten auf, auseinander zu gehen, widrigenfalls er sie mit Waffengewalt auseinanderjagen werde.

Einmütig erhoben sich die Demonstranten und erklärten, daß sie es ablehnten, unter dem Schutze eines Kapitänleutnants zu tagen und auseinander zu gehen. Wann und in welcher Form sie sich wieder an Bord begeben würden, das sei ihre Sache, sie selbst lehnten jegliche Einmischung durch Schiffspolizei und Offiziere ab. Sollte der Kapitänleutnant doch noch auf seiner Forderung beharren, so wären sie gezwungen, ihn mitsamt seinen Mannschaften zu entwaffnen. Ob dieses energischen Auftretens der Demonstranten gab der heldenmütige Kapitänleutnant sofort nach und zog unverrichteter Dinge von dannen.

Das Heizerpersonal führte in aller Ruhe die Versammlung zu Ende und nahm am Schlusse derselben noch eine Resolution an, die den russischen revolutionären Matrosen ihre Sympathien ausdrückte, und begab sich in geschlossenem Zuge an Bord des Schiffes. Dort stellten sie sofort ihre Forderungen dem Schiffskommando zu.

Sobald der Geschwaderchef des dritten Geschwaders, zu dem das Schiff „Prinzregent Luitpold“ gehörte, die Meldung erhielt, daß die Heizermannschaft wieder vollzählig an Bord war, befahl er „Gefechtsalarm“. Auf Grund dieses Befehls mußten alle Schiffe des dritten Geschwaders binnen sechs Stunden den Hafen verlassen.

Die Heizer des „Prinzregent Luitpold“ erkannten den tatsächlichen Sinn dieses Manövers und lehnten es so lange ab, vor die Kessel zu gehen, bis alle ihre Forderungen bewilligt seien. Ihre Forderungen bestanden erstens in der sofortigen Freilassung aller inhaftierten Mannschaften, die infolge der Vorgänge der letzten drei Tage an Bord in Haft genommen waren, zweitens in der Abschaffung des militärischen Dienstes für die Heizer und reguläre Freizeit am Tage.

Der Kapitän und der Geschwaderchef sahen die Tragweite ein, die ein augenblicklicher Kampf gegen diese Forderungen im Hinblick auf die Stellung des Personals auf den anderen Schiffen haben mußte, und gaben den Forderungen statt. Infolge dieser Bewilligungen konnten die Heizer sofort an die Arbeit gehen.

Noch während wir im Geschwader die Schiffe fahrdienstbereit machten, meldete uns der Verbindungsmann an Land, daß der Plan des Flottenkommandos dahin gehe, sobald die Schiffe auf Schilligreede seien, die Meuterer von „Prinzregent Luitpold“ zur Rechenschaft zu ziehen und nach den Kriegsgesetzen abzuurteilen.

Wir besprachen uns sofort, um an die übrigen Schiffe entsprechende Anweisungen noch rechtzeitig ergehen lassen zu können, wie wir im Falle einer kriegsgerichtlichen Aburteilung der Kameraden von „Prinzregent Luitpold“ (erschießen!) geschlossen vorzugehen gedachten. Soweit es möglich war, sandten wir vor dem Auslaufen noch Kuriere auf die übrigen Schiffe mit ausgearbeiteten Direktiven.

Trotz seiner Verspätung infolge der Arbeitsverweigerung der Heizer verließ „Prinzregent Luitpold“ als erstes Schiff den Hafen. Hans Beckers, unser Verbindungsmann zwischen Zentralkomitee und „Prinzregent Luitpold“, gab noch im letzten Moment vor der Ausfahrt unserem Pinassenführer jenen Zettel mit, auf dem die eingangs erwähnten Worte standen.

Es war ihnen also auf ihrem Schiffe klar, um was es ging. Es galt deshalb, alles einzusetzen, um ein Blutbad des Flottenkommandos an unseren revolutionären Matrosen zu verhindern.

Wir fuhren als letztes Schiff aus dem Hafen und langten nach etwa zwei Stunden auf Schilligreede an. Dort wurde Anker geworfen. Sobald unsere Wache ablöste, begaben wir uns auf das Vorderdeck, um Ausschau zu halten nach „Prinzregent Luitpold“. Wir waren um unsere Genossen dort ernsthaft besorgt. Auf der Back trafen wir den Führer der Matrosen. Er teilte uns mit, daß man vergeblich nach „Prinzregent Luitpold“ suche, derselbe müsse weiter in See gegangen sein. Wir gingen zu den Genossen Funkentelegraphisten und versuchten, mit ihrer Hilfe eine Verbindung mit „Prinzregent Luitpold“ zu bekommen. Nach längerer Zeit bestand die Möglichkeit, auf funkentelegraphischem Wege mit dem Schiff in Verbindung zu treten. Soweit überhaupt Nachrichten zu erreichen waren, konnten wir feststellen, daß man ernsthaft daran dachte, an unsere Genossen mit militärjuristischen Mitteln heranzugehen. Geschlossenes Handeln unsererseits war da allerdings erforderlich.

Abends nach „Klar bei Hängematten“ beriefen der Führer der revolutionären Matrosen und ich eine Sitzung aller Schiffsfunktionäre nach den Mittschiffsbunkern des dritten Heizraumes ein. Punkt 10 Uhr abends waren alle Genossen zur Stelle. Wir entwickelten ihnen an Hand der Meldung und der Vorgänge auf „Prinzregent Luitpold“ unseren Plan, um den Genossen auf „Prinzregent Luitpold“ im Falle der Gefahr zu Hilfe zu kommen. Wir schlugen ihnen vor, sobald auch nur ein Heizer auf „Prinzregent Luitpold“ angerührt würde, sofort in den allgemeinen Mannschaftsstreik einzutreten, um eine Maßregelung dieser Genossen zu verhindern und den Geschwaderchef zu zwingen, sein gegebenes Wort zu halten. Denn unserer Auffassung nach hielten es die Herren Seeoffiziere für notwendig, den Begriff „Ehrenwort“ nur unter sich anzuwenden, uns gegenüber, den „dreckigen Schweinen“, wie man zu den Heizern sagte, war ein Offizierswort — kein gegebenes Wort. Als praktische Maßnahme schlugen wir vor, sofort auf irgend welche Art und Weise Verbindung mit „Prinzregent Luitpold“ zu suchen und dann die Durchführung der Aktion dem engeren Kopf im Zentralkomitee, also dem Genossen, der den Vorsitz für die Matrosen führte, und mir, zu übertragen. Als Kampfmaßnahmen waren vorgesehen: den Dienst vor den Kesseln zu verweigern und an den Geschützen jegliches Geschützexercieren abzulehnen.

Es war eine sehr erregte Sitzung. Die Genossen berieten hin und her, und führten Argumente und Gegenargumente ins Feld. Ausschlaggebend für unsere Stellung war, daß wir die Bestimmungen der Kampfmaßnahmen abhängig machen mußten von der Entwicklung der revolutionären Arbeiterbewegung in der Heimat selbst. Denn ohne Unterstützung unserer Bewegung durch die Industriearbeiterschaft mußte sie von vornherein eine Revolte ohne größere, praktische revolutionäre Erfolge bleiben.

Bei der Abstimmung stand unserem Antrage der eines Genossen aus der Matrosendivision gegenüber, der dem Sinne nach besagte, daß im Falle einer Mißhandlung oder Erschießung auch nur eines Kameraden auf „Prinzregent Luitpold“ sofort in der Nacht von uns Offiziersgeißeln festzunehmen seien, um an ihnen in gleichem Sinne zu handeln, wie man es da mit unserem Genossen getan hatte. Unser Antrag ging mit 16 gegen 5 Stimmen gegenüber diesem letzteren Antrage durch.

1.30 Uhr nachts wurde Gefechtsalarm geschlagen. Wir begaben uns auf unsere Gefechtsstationen. Ich stand am Verbindungstelephon, das nach den Heizräumen ging, im Zwischendeck zur Lecksicherung.

Im Trubel der Befehlsgebung, wie solche bei Gefechtsalarm immer auftreten, gelang es unseren Genossen in der Funkstation, Verbindungen mit „Prinzregent Luitpold“ aufzunehmen und herzustellen. Wir erfuhren dadurch so ungefähr, was los war. Tatsächlich hatte man bereits einige von unseren Leuten dort verhaftet; es war höchste Eile geboten.

Nach Erhalt dieser Informationen meldete ich mich sofort beim wachhabenden Obermaat ab, lief schnell selbst zur Funkenstation, um mich noch einmal informieren zu lassen und um zu versuchen, funkentelegraphisch nähere Anweisung zu geben auf jene Schiffe, von denen wir wußten, daß dort Leute in den Funkenstationen saßen, die zu uns gehörten. Wir teilten an alle diese Schiffe mit, daß wir morgens um 4 Uhr bei Wachablösung unbedingt „Feuer aus“ machen würden. Schnell lief ich dann nach Erledigung dieser Arbeit zur vorderen Kommandobrücke, wo der führende Genosse der Matrosendivision am Gefechtsruder stand, und teilte ihm meinen Plan mit, damit auch er mit den revolutionären Matrosen um 4 Uhr morgens Kampfmaßnahmen traf, die mit den unsrigen konform gingen.

10 Minuten vor 4 Uhr — gerade als ich am Lecktelephon die letzten offiziellen Meldungen durchgegeben hatte, weckte ich die Heizräume an und gab im Beisein unseres Obermaates durch alle Heizräume den Befehl:

„Alle Kessel Feuer aus — die Heizermannschaft verweigert den Dienst!“

Der Obermaat, der neben mir stand, wurde leichenblaß. Er versuchte, mir sofort den Hörer aus der Hand zu reißen und mich vom Telephon wegzudrängen. Ich schob ihn beiseite. Die Kameraden und Genossen, die mit mir in diesem Raume waren, nahmen den Obermaat in ihre Mitte und drohten, ihm „den Kopf herumzudrehen“, wenn er es wage, sich nur zu rühren und uns in den Rücken zu fallen.

Mit fieberhafter Spannung erwartete ich am Telephon die Rückantwort. Wenn es in 10 Minuten nicht gelang, die Heizer in den Heizräumen und Bunkern zum Kampfe zu bewegen, dann war klar, daß wir verspielt hatten.

Sechs bange Minuten des Wartens am Lecktelephon. Dann brummte zum ersten Mal die Sirene. Als ich meldete, teilte der dritte Heizraum mit, daß sie bereits die Feuer ausmachen. Die Kameraden erklärten, daß sie die Niedergänge zu den Heizräumen verriegelt hätten und jeden, der es wage, sie in der Durchführung ihrer Aktion zu stören, niederschlagen würden.

In höchster Erregung und voller Freude über das erste Gelingen gab ich diese Meldung sofort nach den anderen drei Heizräumen weiter und schickte zwei unserer Genossen in die Bunker und Maschinenräume los, um dort das Notwendige zu veranlassen. In diese Räume hatten wir mit unseren Genossen leider keine andere Verbindungsmöglichkeiten.

Kaum hatte ich die Meldungen durchgegeben, da lief Bericht über Bericht aus allen Heizräumen ein, daß dort überall „Feuer aus“ gemacht würde. Es war auch höchste Zeit. Grad als der letzte, der zweite Heizraum, meldete, daß er Feuer ausmache, kam vom Admiral der Befehl durchs ganze Schiff: „Klar zum Gefecht!“ Es war eines der bewußten Manöver von seiten der Admiralität, um die Mannschaften vor den letzten Konsequenzen ihres Handelns zurückzuschrecken.

Zu spät. Die revolutionären Heizer unseres Schiffes hatten ihre Pflicht gegenüber den Genossen von „Prinzregent Luitpold“ getan. Ohne Maschinenkraft lag unser Schiff vor Anker. Nur ganz schwache Rauchsäulen, die den Riesenschloten entstiegen, deuteten an, daß die Kesselfeuer gelöscht werden.

Um die weiteren Verbindungen mit den anderen Schiffen brauchten wir uns nicht mehr zu kümmern, das besorgte die Admiralität selbst. Sobald die Funkstation auf Akkumulatorenbatterie umgeschaltet war, ging Meldung

über Meldung an die anderen Schiffe, daß wir Heizer meuterten und deshalb das Schiff gefechtsunfähig sei. Mehr brauchten wir den anderen Schiffen ja auch nicht mitzuteilen. Und — unser Beispiel machte Schule!

Es war noch keine Stunde, seitdem die Kesselfeuer erloschen, vergangen, da begab sich „Seine Heiligkeit“ der Herr Kapitän selbst hinunter in die Schiffshölle, in die Heizräume, um mit „seinen dreckigen Schweinen“, den Heizern, höchst eigenmächtig zu verhandeln. Wir stellten unsere Forderungen: „Freilassung aller Gefangenen auf ‚Prinzregent Luitpold‘, Einhaltung der Versprechungen des Offizierskorps, daß alle Heizer und Matrosen auf ‚Prinzregent Luitpold‘ auf Grund der Vorgänge der letzten Tage unbestraft bleiben müßten, Einsetzung einer Mannschaffts-Beschwerdekommision, die jederzeit dem Kapitän direkte Beschwerden unterbreiten könne.

Als der Kapitän unsere Forderungen hörte, brauste er heftig auf, daß so gar seinem schön gepflegten Spitzbart das Zipperle ankam. Dann zog er seinen kleinen Dolch und drohte in blinder Wut, die Fordernden niederzustechen. Einer unserer Freunde, ein kleiner Riese, nahm sofort eine von den schweren Kohlschaufeln in die Hand und bot ihm damit den Zweikampf an. Die den Kapitän begleitenden Offiziere sahen selbst das Unmögliche seines Vorgehens ein und drängten den Kapitän, daß er sich mäßige. Trotzdem schienen die Verhandlungen aussichtslos zu sein.

Plötzlich wurde von der Kommandobrücke durch Sprachrohre die Meldung durch alle Räume gegeben, daß ein Teil der Matrosen ebenfalls den Dienst an den Geschützen verweigere. Das wirkte auf den ollen Käptn wie ein kalte Dusche. Sofort gab er nach und erklärte sich bereit, mit dem Admiral über die Durchführbarkeit unserer Forderungen zu verhandeln. Gewitzigt durch die Erfahrungen auf „Prinzregent Luitpold“ erklärten ihm aber unsere Leute, daß er mitsamt seinen Offizieren nicht eher wieder aus dem Heizraum herauskäme, bevor er nicht die Bewilligung unserer Forderungen zugesagt habe. Als er die drohende Haltung der Reckengestalten unserer Heizer sah und ihnen ihre Unerschütterlichkeit an den Augen ablesen konnte, gab er klein bei und versprach die Bewilligung der Forderungen.

Als er den Heizraum verließ, begleitete ihn, mißtrauisch, wie wir nun einmal geworden waren, eine Eskorte von Heizern, mit Holzpantoffeln bewaffnet, über das Oberdeck zum Admiral. Sie wichen nicht eher von der Admiralskajüte, bis von da aus der Befehl an alle Schiffe gegeben war: „Alle Strafmaßnahmen gegen Mannschaften von ‚Prinzregent Luitpold‘ und die der übrigen Schiffe auf Grund der Vorgänge in den letzten Tagen sind einzustellen!“

Mit Freudengeheil traten unsere Genossen wieder in die Heizräume und überbrachten uns die durchgeführte Meldung.

Ohne einen Befehl abzuwarten, machten wir sofort nach Ablösung in den Kesseln wieder „Dampf auf“, steckten die Feuer an und hatten binnen 4 Stunden das Schiff wieder fahrbereit. Kurz nach 8 Uhr morgens wurden die Anker gelichtet, und mit äußerster Kraft voraus ging es in See. Neuen Kämpfen — und hoffentlich dem baldigen Siege der Revolution entgegen.

Der Weg zum Kriegsgericht

Im Jahre 1917 zeigten sich bei der Flotte immer größere Zersetzungserscheinungen. „Seifen- und Marmeladen-Demonstrationen“ wechselten mit offenen Meutereien auf den Linienschiffen ab. Trotz der Steigerung der nationalen Agitation stiegen die Wogen der Empörung innerhalb der Mannschaften immer höher. Parallel damit ging die sehr starke Vorwärtsentwicklung der revolutionären Arbeiterbewegung in der Heimat, in erster Linie bei den Munitions- und Schwerstarbeitern. Dieses gemeinsame Sich-Fortentwickeln der Arbeiterbewegung in der Heimat und in der Marine

zwang das Reichsmarineamt, entgegen seiner sonstigen brutalen Willkürpolitik, gegen die Flottenmannschaften mildere Töne anzuschlagen, den Weg des politischen Kompromisses zu beschreiten.

Beschwerde- und Menage-Kommissionen, „madenfrees“ Hartbrot, „farblose“ Marmelade signalisierte deutlich die Kursschwenkung.

Neben dieser Politik der Kompromisse versuchte das Flottenkommando durch zwei Mittel, die stark aufkommende revolutionäre Flottenbewegung zu hemmen und zu zersetzen. Einmal züchtete sie systematisch ein Spitzelheer mit Hilfe der lumpenproletarischen Elemente, die während des Krieges auch in der Flotte Unterschlupf fanden. Zum zweiten schuf sie sich einen Provokateur-Apparat, der durch geschickt verschleierte Manöver innerhalb der revolutionären Bewegung ein frühzeitiges, unüberlegtes, der Bewegung am Lande weit vorausseilendes Losschlagen der Matrosen veranlassen sollte, um diese Bewegung zu spalten und zu zertrümmern. Wie weit ihr das kraft der Vertrauensseligkeit und der Unerfahrenheit der revolutionären Matrosen im ersten Anlaufe gelang, zeigte die spätere Entwicklung bis zu den großen Marineprozessen 1917, die bekanntlich mit Todesurteilen gegen fünf Genossen des revolutionären Zentralkomitees endeten.

*

Dem Flottenkommando war bekannt, daß die Führer des Zentralkomitees der revolutionären Matrosen ihren Sitz an Bord unseres Schiffes haben mußten. Es war ihnen an Hand der Anlage der Demonstrationbewegung und Arbeitsdienstverweigerungen weiterhin klar, daß der Schwerpunkt der revolutionären Führung auf seiten des technischen Personals lag. Also mußte, wenn das Zentralkomitee an Bord unseres Schiffes war, der Haupttäter, nach dem sie fahndeten, unter dem Heizerpersonal zu suchen sein. Wie aber den finden? Das war die Frage.

Es wurden alle möglichen Mittel für diesen Zweck ausprobiert. Man ließ Kriminalbeamte aus Berlin an Bord kommen. Sie wurden in einen schwarzen „Bunkerklöß“ gesteckt, damit sie sich unter das Heizervolk mischen, um durch radikales Benehmen als „alte Kerls“ in die revolutionäre Bewegung eindringen zu können. Man hatte dabei vergessen, ihren Händen die nötige Hornkruste mitzugeben, so daß wir, mißtrauisch, wie wir nun einmal bei dieser zugespitzten Situation waren, bei den Arbeiten vor dem Kessel sehr leicht feststellen konnten, welches Dienstalter diese Elemente hinter sich hatten. Denn tatsächlich, „je stärker die Hornhaut in den Handflächen, desto länger die Dienstzeit vor den Kesseln“. Es gelang ihnen also nicht, da wir an Hand der kleinen, scheinbar nebensächlichen Beweise vorzeitig den Schwindel bemerkten, in die Bewegung einzudringen. Nach diesem mißglückten Versuch griff man zu anderen Mitteln.

Wir hatten an Bord einen Oberingenieur, Hei n D a r m! Er war schon jahrelang in diesem Range und hatte auch vorläufig keinerlei Aussicht, in eine höhere Rangklasse zu kommen. Seine Hauptqualifikationen bestanden darin, bei Versuchsfahrten der Unterseeboote kraft seiner Ungeschicklichkeit dieselben mit Mann und Maus absaufen zu lassen. Deshalb konnte er nicht befördert werden. Da er auch sonst nicht zu gebrauchen war, andererseits aber für seinen hohen Sold doch etwas tun mußte, so übertrug man ihm das hohe Amt des Oberspitzels. Mit allen Raffinessen versuchte er nun, bis in die Spitze unserer Bewegung vorzudringen. Als alles nichts mehr half und alle seine klugen Einfälle bei uns nur ein mitleidiges Lächeln hervorriefen, versuchte er es mit den Mitteln der geistigen und materiellen Korruption.

In den Julitagen des Jahres 1917 wurde unsere zweite Heizerwache zu einem gemeinsamen Ausflug mit der ersten Wache an Land befohlen. Mürrisch ob des entgangenen Schlafes stiegen wir in die Boote und ließen uns gegenüber von Wilhelmshaven an Land setzen. Hei n D a r m s führte die

beiden Wachen. Nachdem wir drei Stunden marschiert, wurde nahe am Strande in einer Deichwirtschaft Rast gemacht. Nach Vertilgung unserer Marmeladestullen ließ uns „Hein Darm“ im Karree antreten und hielt einen seiner üblichen, von nationalen Phrasen geschwollenen Vorträge. Nachdem er weit ausgeholt hatte, stieß er auf den Kern der Sache vor. Er forderte in seiner Hetzrede gegen die revolutionären Matrosen die Heizer auf, freiwillig vorzutreten und denjenigen zu benennen, der uns verhetzt und verführt hätte. Er sei überzeugt, daß diese Hetze von außen her unter die Marinemannschaften getragen sei. Wer freiwillig diese Meldung erstatte, werde straffrei ausgehen. Als er den Kern seiner Rede enthüllt hatte, ließ er uns mit dem Bemerken wegtreten, daß wir eine halbe Stunde Bedenkzeit haben sollten. Diese halbe Stunde benutzten wir, um an die einzelnen Gruppen heranzutreten und eine entsprechende Gegenagitatio gegen diese schafsköpfige Methode Hein Darms zu treiben. Nach genau dreißig Minuten traten wir wieder an. Da auf seine Aufforderung hin niemand vortrat, um unsere Bewegung zu verraten, erklärte er vor dem Rückmarsch, daß er jeden Nachmittag von 4 bis 6 Uhr in seiner Kajüte allein zu sprechen sei; wer ihm über die Bewegung etwas aussagen wolle, der solle zu ihm kommen. Er versprach demjenigen, der uns verriet, nicht nur Straffreiheit, sondern außer der Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz auch sofortige Beförderung und Heimatsurlaub.

Es waren bereits 14 Tage seit der Aufforderung vergangen, und noch immer hatte sich kein Judas gefunden, als plötzlich durch die Vorgänge auf „Pillau“ die wir im nachstehenden Kapitel: „So wie es nicht sein soll“, schildern und die zum Auffliegen des Zentralkomitees geführt haben, Hein Darms Politik Früchte trug. Zwar hatte sich nicht ein solcher Judas gefunden, der uns direkt verriet, doch als wir bereits in Haft saßen, konnte Hein Darm eine ganze Liste von Sykophanten dem Gericht zur Verfügung stellen, die mehr oder weniger auf Grund der Belohnungen, die sie dafür erhielten, belastend gegen uns und damit gegen die revolutionäre Bewegung aussagten.

Wir saßen im Untersuchungsgefängnis in Wilhelmshaven, und es verging kein Tag, wo man uns nicht mehrere Stunden mit Verhören peinigte. Revolver und Galgen, das waren die Drohmittel, mit denen man versuchte, alles von uns zu erpressen. Mit unheimlicher Geschwindigkeit verdichtet sich das Netz der Aussagen gegen uns, so daß auf Grund dieser Zeugenaussagen wir lediglich nur noch unsere Verbindungen an Land, mit den politischen Organisationen in der Heimat abdecken konnten.

Es war geradezu katastrophal und für uns ungeheuer niederschmetternd, wenn wir jedesmal beim Verhör die Aussagen vorgehalten bekamen, die Kameraden von Bord gegenüber ihren eigenen Henkern, den Offizieren, gemacht hatten, die weniger uns als die Gesamtbewegung ungeheuer schädigten. Wir sind zuletzt immer, wie zu einer Folter, zum Verhör gegangen, weil uns die Folgen dieser geistigen Korruption innerhalb unserer eigenen Klasse viel schwerer trafen, als das Martyrium in Untersuchungshaft und später im Zuchthaus.

Aber noch nicht drei Nächte saßen wir in Untersuchungshaft, als es gelungen war, mit Hilfe der Wachmannschaften eine vollständig gut funktionierende Verbindung mit der Außenwelt herzustellen. Wir wurden dauernd auf dem Laufenden gehalten und konnten so die Wirkungen unseres Handelns in der Haft und vor Gericht bis zu einem gewissen Grade immer voraus berechnen. Und nicht nur das. Meiner Zelle gegenüber lag der Genosse Cöbes. Nachts konnte ich zu ihm, wie er zu mir gehen. Wir konnten daher alles besprechen, was notwendig war, so daß wir trotz unserer gegensätzlichen politischen Auffassungen über die Rolle der Flottenbewegung eine ganz einheitliche Richtlinie für den Gesamtprozeß ausarbeiten konnten.

Zur „Narrenparade“ auf dem Gefängnishofe wurden wir immer empfangen wie Herrgötter. Unsere Mitgefangenen versuchten stets, wenn einmal der Blick des Wärters sie nicht traf, sich so zu stellen, daß wir zusammen hintereinander gingen, um Unterhaltungen zu pflegen. Keine von uns geschriebenen Kassiber brauchten wir selbst zu befördern, sondern nahmen sie nur mit in die Freistunde, legten sie dort mit der entsprechenden Aufschrift auf einen Mauerrand und waren sicher, daß dieselben von unseren Mitgefangenen dem Genossen Reichpietsch, der eine Etage tiefer lag, zugestellt wurden. Jede Äußerung des Untersuchungsrichters, die er ohne Bedacht in der Anwesenheit eines Mitgefangenen über uns gemacht hatte, erfuhren wir zur rechten Zeit. Kurz — wir hatten in dieser Hinsicht ein sehr fideles Gefängnis.

*

Umso schlimmer war die Behandlung vor Gericht. Unsere Ankläger waren Marine-Hilfs-Kriegsgerichtsräte, d. h. in der Etappe sich bewegende Paragraphenstrolche. Da sie keine Gelegenheit hatten, ihren Heldenmut vor dem Feinde zu beweisen, weil sie zu feige dazu waren, besaßen sie den traurigen Mut, durch juristisch unhaltbare, lügenhafte Argumente an uns ein Urteil zu vollziehen, das ihnen dann als Belohnung das Eiserne Kreuz und Beförderungen einbrachte. Sie hatten die Untersuchung zu gleicher Zeit geführt und begannen ihre Anklage mit nichtssagenden Phrasen über den Begriff „Vaterland“ und „Kriegsverrat“, um dann im platten Juristenjargon ohne Abwägung der politischen, ökonomischen und psychologischen Hintergründe unserer Taten, vom Gericht ein Urteil zu verlangen, das in seiner ganzen Tragweite so entsetzlich und aufreizend war, daß es eben, infolge seiner Grausamkeit, die revolutionäre Marinebewegung wieder voran treiben mußte.

Und die Richter! Deklassierte, politisch gleichgültige Offiziersfratzen. Sie saßen während der ganzen Dauer der zweitägigen Verhandlung wie die Ölgötzen da, und wenn sie sich schon rührten, dann nur, um durch Spielen mit einem Federhalter etwas die Langeweile zu vertreiben.

Die Öffentlichkeit war in diesem Prozeß ausgeschlossen. Es tat auch not, denn wer hätte garantiert dafür, daß nicht durch Bekanntwerden in der Öffentlichkeit über die tatsächlichen Vorgänge an Bord die starke Gärung unter der Bevölkerung sich explosiv ausgewirkt hätte. Aber dennoch waren Zuschauer da. Die Herren von der Admiralität und der Generalität. Monokel putzend und säbelklirrend saßen diese in Korsetts eingeschnürten Skelette da, um jedes Mal, obwohl das gegen die Gerichtsordnung verstieß, laut aufzuheulen oder Entrüstung zu mimen, wenn wir ihnen die Wahrheit über unsere Bewegung in das Gesicht schleuderten. Ja, einer dieser kleinen geifernden Etappenstrolche bekam,

als ich die sexuellen Schweinereien, wie sie an Bord unseres Schiffes von den Offizieren betrieben wurden, aufdeckte, einen solchen hysterischen Wutanfall, daß er seine Blechplempe zog und uns niederzustechen drohte.

Es war nur schade, — daß er so klein war!

Weshalb waren diese Herren im Gerichtssaal? Sie glaubten, von uns lernen zu können, wie man den Gang der revolutionären Entwicklung in Deutschland aufhalten könne. Diese politischen Phantasten begriffen nicht, daß man nicht ins Rad der Geschichte eingreifen kann, um es zurückzudrehen, selbst dann nicht, wenn man sich Flottenchef oder gar Flügeladjutant Wilhelms von Doorn nennt.

Es gab noch eine interessante Gruppe in diesem Prozeß, das waren die Spitzel und Provokateure. Diese Galerie schöner Männer nahm sich besonders gut im Gerichtssaal aus. Da saßen Kriminalbeamte, die aus Langeweile sich die Pelle von den Fingern zogen, die ihnen bei der ungewohnten

Arbeit infolge ihrer Spitzeltätigkeit an Bord durch Brandblasen von den Händen gegangen war. Das waren die typischen Verbrechergesichter, wie wir sie später nur noch im Zuchthaus Celle und Rendsburg in Reinkultur gesehen haben. Es waren wegen krimineller Verbrechen degradierte Soldaten, die wieder in den Mannschaftsstand erhoben waren, lediglich deshalb, weil sie als Provokateure verstanden hatten, die Bewegung frühzeitig aufliegen zu lassen. Da saßen auch jene kleinen Judasse, die für den Schilling einer kupfernen Denkmünze ihre ganze revolutionäre Klasse verraten hatten. Das tat im Herzen weh, wenn der Blick jene Gestalten streifte.

Und zuletzt kamen unsere Verteidiger. Gute, brave Spießbürger, die ihre Pflicht als Rechtsanwälte glaubten tun zu müssen, uns aber selbst als Verbrecher im Sinne der Kriegsgesetze einschätzten. Was konnten sie uns helfen? Wir haben unsere Arbeit selbst getan. Eine Arbeit, die darin bestand, in diesem Prozeß jene revolutionären Losungen auszugeben, die die Marinebewegung wieder zusammenreißen und einigen mußte, zum Siege trotz alledem.

*

Der Prozeß war äußerst eintönig. Die Urteile waren von vornherein bestimmt, wie aus den Akten des Reichsmarineamtes hervorgegangen ist. Man mußte uns trotz der juristischen Bedenken, die die Reichsjustizbehörde hatte, zum Tode verurteilen, weil man einfach annahm, daß nur durch solch ein Exempel die revolutionäre Bewegung unterdrückt werden könne. Man vergaß dabei, daß es eine geschichtlich begründete Bewegung war, der man mit Moralbegriffen nicht beikommen kann.

Es gab im Grunde genommen nur einen beachtenswerten Zwischenfall. Als ich die Verteidigungsrede für alle Genossen beendet hatte, trat einer der Provokateure auf und behauptete, daß wir elende Lügner und ehrlose Gesellen seien (ausgerechnet ein Provokateur mußte das sagen), da er beschwören könne, daß nicht, wie wir es ausgelegt hatten, die Bewegung den Zweck habe, mit politisch-revolutionären Mitteln den Frieden zu erzwingen, sondern daß unsere Hauptaufgabe darin bestanden habe, die einzelnen Linienschiffe in die Luft zu sprengen. Cöbes sei der größte Feigling, den er sich denken könnte, da gerade Cöbes gegen mich am härtesten gekämpft habe, um die Schiffssprengungen durchzusetzen. Ich wollte mich sofort wieder zu einer Erklärung melden, als

ganz unvermutet Genosse Cöbes, der sonst sehr ruhig und sachlich den Prozeß mitgeführt hatte, aufsprang und, vor Wut leichenblau, erklärte, daß er sich von einem solchen feigen Lumpen nicht ehrlose Handlungen im Sinne des revolutionären Kampfes nachsagen lasse,

und er offen eingestehe, daß er als Anarchist mit ganzer Kraft dahin gestrebt hätte, durch individuellen Terror die Flotte lahm zu legen, um so den Frieden zu erzwingen. Wir waren entsetzt, denn es war klar, damit hatte Genosse Cöbes sein Schicksal entschieden. Ehrlich wie er war, stand er zu seinen Taten, und doch, — diesen Kanaillen gegenüber durfte er nicht so weit gehen; denn hier kam nicht in Rechnung persönliches Ehrgefühl, sondern der Bestand der revolutionären Bewegung. Doch es war geschehen. Und damit hatte der Prozeß seine endgültige Erledigung erfahren.

Vier Tage später, an einem herrlichen Herbstmorgen, färbte die Erde das Blut zweier großer Märtyrer der proletarischen Revolution, Reichpietsch und Cöbes. Uns öffneten sich die Kerkertore des Zuchthauses Celle zu neuem Martyrium, zur neuen Folter, 15 lange, bange Jugendjahre!

Wie es nicht sein soll!

Es war an einem Juliabend 1917, als die Matrosendelegierten des dritten Geschwaders in einem Vorort Kiels zu einer illegalen Sitzung zusammenkamen. Auf dieser Tagung sollten die Maßnahmen beraten werden, um den neuen Feldzug der Admiralität gegen unsere Organisation unwirksam zu machen.

In den ganzen Wochen des Juli war unsere Bewegung sehr stark angewachsen und hatte besonders unter den Matrosen und Heizern des ersten Geschwaders Fuß gefaßt. Überall liefen bei dem Zentralkomitee große Bestellungen für sozialistische Zeitungen ein. Überall wurden illegale Flugschriften von den Heizern und Matrosen angefordert. Dieses Anwachsen der Bewegung und vor allen Dingen das Übergreifen auf das erste Geschwader war natürlich von der Admiralität nicht unbemerkt geblieben. Die Postspitze sowohl als auch die Spitzel, die man unter die Mannschaft gesandt hatte, sie kamen seinerzeit gleich truppweise an Bord der einzelnen „revolutionär verseuchten“ Schiffe, mußten immer und immer wieder feststellen, ohne daß sie die Quellen und den Herd des Schriftenvertriebes unter den Matrosen kannten, daß auf jedem Schiffe das Heer der Leser sozialistischer Zeitungen täglich größer und größer wurde. Diese Verbreitung unserer Organisation, die wir vom Zentralkomitee durch entsprechendes selbstangefertigtes Schriftenmaterial unterstützten, wurde allmählich eine politische Macht. Vor allen Dingen nutzten wir die schlechte wirtschaftliche Lage der Heizer und Matrosen aus und versuchten, eine enge Verbindung zwischen „Werft-Grandy“ und „Kuli“ herzustellen. Wir wußten durch unsere Informationen, die wir von Land erhielten, daß gerade unter den Werftarbeitern in Kiel starke revolutionäre Zellen bestanden. Wir waren deshalb der Auffassung, daß durch diese enge Bindung und die dadurch bedingte nähere Kenntnis der revolutionären Agitationsmethoden der Werftarbeiter unsere revolutionäre Arbeit unter der Marine sehr gestützt werden konnte.

Die Admiralität erkannte sehr bald die großen Gefahren, die ihr erwachsen, wenn die Bewegung der „Meuterer“ auch auf die übrigen Flottenstationen übergreifen würde, und sie bangte vor einem Übergreifen der Bewegung auf die U-Boots-Flottillen. Wir hatten damals bereits Keimzellen in den zu den U-Boots-Flottillen übertretenden revolutionären Kräften aus der Hochseeflotte. In erster Linie waren es Maschinenanwärter.

Die Admiralität verbot deshalb in den Julitagen den Bezug aller sozialistischen Zeitschriften und sonstiger Flugschriften. Auf der ersten Liste der verbotenen Zeitungen, die uns bei der Arbeitsausgabe verlesen wurden, befand sich die damals noch radikal geschriebene „Leipziger Volkszeitung“. Gleichzeitig mit diesem Verbot wurde von seiten der Admiralität durch Funkspruch, der uns, wie immer, bevor er an die einzelnen Schiffsleitungen kam, bereits bekannt war, angeordnet, daß die berüchtigten Kriegsschriften August Winnigs und sonstige leicht „pazifistisch“ angehauchten Schriften in größeren Mengen gratis unter die Mannschaften verbreitet werden sollten. Außerdem wurde jedem Schiffskapitän befohlen, für jede Heizerwache und für jede Matrosendivision mehrere Gratisexemplare der in Kiel erscheinenden reaktionären Zeitung täglich zuzuführen.

Es war uns klar, daß diese Maßnahmen zunächst für unsere Bewegung, wenn auch nicht aufhaltend, so doch hinderlich wären. Und wir waren deshalb nun als Zentralkomitee zusammengekommen, um über entsprechende Abwehrmaßnahmen zu beraten.

*

Wir besprachen in dieser Sitzung die Organisierung des illegalen Transportes der sozialistischen Schriften und Zeitungen, vor allen Dingen unseres eigenen Werbematerials. Dazu war eine sehr enge Verbindung mit allen

Schiffen der Hochseeflotte sowohl wie mit den Flottillen der Torpedodivisionen erforderlich. Es wurden deshalb sehr vertrauenswürdige Genossen von den einzelnen Schiffen ausgewählt, die uns als Verbindungsmänner dienen sollten, und die den Transport des illegalen Materials für ihre Schiffe zu organisieren hatten. Vor allen Dingen wurde ein regelmäßiger Expeditionsturnus festgesetzt. Das Zentralkomitee wurde beauftragt, von Land aus die zu expedierenden Sachen an die einzelnen Schiffe auszugeben. Wir benutzten dazu späterhin auch die sogenannten „Pinnaßkutscher“ und die Fahrer der Motorbarkassen der Offiziere, die für die Transporte am geeignetsten waren, soweit sie unserer revolutionären Organisation angehörten. In den komfortablen Motorbarkassen der Offiziere und der Admiralität vermutete man nicht die Transportschiffe der Agitationsliteratur für die „Meuterer“. Also kurzum, in jener Sitzung wurde als erster Tagesordnungspunkt die „Organisation des Gegenschlages“ gegen den Feldzug der Admiralität durchgesprochen und beschlossen. In den nachfolgenden Tagesordnungspunkten wurde Stellung genommen zum organisatorischen Ausbau des ganzen Apparates, der ja an sich sehr lose war, wie das meist bei konspirativen Zirkeln im Heere der Fall ist. Neue Werbemethoden wurden eingehend durchgesprochen. Ein Genosse von dem russischen Kreuzer „Pillau“, der bei der Einnahme Rigas erbeutet wurde, und der jetzt im Dienst der deutschen Marine war, vertrat den Standpunkt, daß man jetzt, da ein festes Fundament in allen Geschwadern vorhanden sei, offener in der Werbung hervortreten müsse. Daß vor allem der Kameradschaftsboykott auf den einzelnen Wachen und Divisionen durchgeführt werden müsse gegenüber jenen Heizern und Matrosen, die auf den Schiffen zur Mitarbeit in unseren Organisationen nicht geneigt waren. So empfahl er, daß man den streng katholischen Bayern, die auf jeder Wache geschickt von dem 2. Offizier verteilt wurden, wenn sie abends nach dem „Klar bei Hängematten“ ihren Rosenkranz herleierten, versuchen müsse, den Rosenkranz zu stibitzen. Daß man weiter bei Wachwechsel des Nachts ab und zu den stark nationalistisch eingestellten Elementen unter den Heizern und Matrosen die Hängemattsleine durchschneiden sollte, damit sie aus ihrem ohnehin kargen Schlaf durch einen ganz gefährlichen Fall an Deck aufgeschreckt und müde gemacht würden.

Nach dieser Diskussionsrede des Genossen sprach ich selbst und schlug andere, geeignetere, politische Mittel vor, vor allen Dingen zum Kampf gegen die verbohrten katholischen Matrosen und Heizer. Bei der Abstimmung über die von dem Genossen gestellten Anträge blieb der Genosse nach meinem Vorschlag in der Minderheit, und es wurden die bisher gebräuchlichen Methoden, vor allem das intensive Ausnutzen der schlechten wirtschaftlichen Lage der Matrosen, weiter beibehalten und nach meinen Vorschlägen verbessert. Nach der Abstimmung gab der Genosse gegenüber dem Zentralkomitee eine Erklärung ab, die ungefähr besagte, daß er diese Beschlüsse nicht anerkennen könnte. Er sei mit der Organisation an Bord seines Schiffes, eben der „Pillau“, weiter vorgeschritten und sehe sich deshalb gezwungen, wenn er die Organisation noch mehr verbreitern wolle, zu schärferen, terroristischen Mitteln gegenüber den anders eingestellten Heizern und Matrosen zu greifen.

*

Im nachfolgenden Tagesordnungspunkte wurden die Wahlen zum Zentralkomitee erledigt. Es wurden fünf Genossen wieder vorgeschlagen, und zwar drei von dem Linienschiff „Friedrich der Große“, und zwei Genossen vom Linienschiff „Prinz Luitpold“. Als wir bei Leitung der Sitzung sahen, daß sich einige Genossen Notizen über den Ausgang der Wahl machten — wir wurden gegen zwei Stimmen gewählt —, sprach ich gegen diese Methode und verlangte, dem wurde zugestimmt, daß keinerlei schriftliche Notizen über diese Maßnahmen zu machen seien. Der Genosse von der „Pillau“, dem vor allen Dingen auch diese Forderung galt, verließ darauf wütend die

Sitzung und begab sich an Bord seines Schiffes. Den Zettel, auf dem er sich die verschiedensten Notizen in dieser Sitzung gemacht, und auf dem u. a. auch unsere Namen mit der Schiffsbezeichnung standen, steckte er in die Uhrtasche des blauen Hemdes, wo er, wie sich später herausstellte, unausgenutzt schlummerte bis zu unserer Verhaftung.

*

Der Genosse ging an Bord der „Pillau“ und versuchte nun in den nachfolgenden Tagen, durch Anwendung seiner „neuen“ Methode uns zu beweisen, wie schnell dadurch die Organisation wachse. Wir führen inzwischen mit unserem Geschwader von Kiel weg, um in der Nordsee Manöver zu machen und konnten uns deshalb um die Arbeiten auf „Pillau“ weniger kümmern. Als wir nach einigen Wochen in Wilhelmshaven an Land kamen, trafen wir wieder mit dem Genossen der „Pillau“ in einer Besprechung zusammen. Gefragt, wie weit jetzt seine Organisation sei, erklärte er, daß er sehr günstige Resultate erzielt habe, u. a. brachte er uns in seiner Darstellung folgendes interessante Bild. Einen jungen, kriegsfreiwilligen Maschinistenanwärter, der in seinen Heizraum, in dem der Genosse ältester Oberheizer war, gekommen war, um dort sein halbes Jahr Dienst vor der Marineschule zu tun, hatte er versucht, für unsere Bewegung zu begeistern.

Der junge Anwärter, dessen Vater Deckkoffizier der Marine war, lehnte die Teilnahme an unserer Bewegung ab. Daraufhin wandte der Genosse nun seine berühmte Methode an, indem er diesen jungen Heizer — wider unseren Grundsatz — schikanierte, wo er es im Dienst nur konnte. So mußte z. B. der junge Anwärter für die Kessel, die der Genosse bediente, Kohlen trimmen während der Fahrt. Zwar war das nicht eine andauernde Arbeit, da die „Pillau“ meist mit Öl fuhr, aber doch immerhin für eine junge, ungewohnte Kraft eine sehr schwere. Und der Genosse bearbeitete nun seinen Kessel so, daß der junge Anwärter beim Trimmen nicht nachkam. Für den Genossen war das wieder eine Möglichkeit, diesen jungen Heizer zu schikanieren, sogar zu prügeln.

In seiner Verzweiflung über die Behandlung durch den Genossen schrieb eines schönen Tages der junge Maschinistenanwärter an seinen Vater und teilte ihm u. a. auch mit, daß die rohe Behandlung seitens unseres Genossen erst dann eingetreten sei, als er sich geweigert habe, einem Verein, dem dieser alte Oberheizer angehörte, beizutreten. Zum Glück wußte der Junge nicht klar, um was für eine Organisation es sich dabei gedreht hatte. Als deshalb der Genosse auf Grund des Vorstoßes, den der Vater machte, zum Rapport kam, konnte er sich fein herausreden und irgendeinen Verein in Wilhelmshaven, in dem er wohl Mitglied war, vorschreiben. Nach dem Rapport wurde natürlicherweise die Behandlung durch alle älteren Genossen auf der Heizerwache, zu der der Maschinistenanwärter gehörte, noch viel schlimmer, so daß er sich schließlich, das Aussichtslose der Gegenwehr erkennend, dem Ansinnen des Genossen fügte und Mitglied unserer Bewegung zu werden versprach. Nun nahm der Genosse diesen jungen Anwärter mit zu einigen kleinen belanglosen Besprechungen und benutzte ihn zum persönlichen Kurier für unsere Verbindungen. Das schien dem Genossen ein außerordentlicher Erfolg seiner „neuen“ Methode. Wir aber hatten große Bedenken. Auf Grund dieser Vorkommnisse gaben wir an alle Schiffe die Anweisung heraus, daß „alle neu an Bord kommenden Matrosen und Heizer als durchaus gleichberechtigt anzusehen seien und scharf gegen die Mißhandlung der Rekruten zu agitieren sei!“ — wie es wörtlich in diesen Anweisungen hieß.

Das Zentralkomitee nahm auch zu diesem Vorgang Stellung und verwarnete den Genossen von der „Pillau“. Es war zu spät. Der Genosse akzeptierte die Warnung nicht und schuf so die Voraussetzungen für die Zerschlagung unserer Bewegung.

Eines Tages, als die deutsche Flotte wieder einen Vorstoß in die Nordsee unternahm und der Kreuzer „Pillau“ Vorpostensicherung zu übernehmen hatte, mußte er mehrere Stunden mit „äußerster Fahrt“ vorausfahren. Das bedeutete für die Heizer eine fürchterliche Arbeit und Überanstrengung. Dabei passierte es dem Maschinistenanwärter, daß er irgend einen Fehlgriß machte, der zum Nachteil der anderen sich auswirkte, und die erregten Heizer ließen sich wieder einmal verleiten, in ihrer Wut den Maschinistenanwärter zu verprügeln, anstatt für alle diese Schikanen das gesamte System verantwortlich zu machen.

Drei Tage später lief die „Pillau“ in den Hafen ein, und der Genosse durfte auf Heimaturlaub fahren. Er war im badischen Lande zu Hause. Der junge Maschinistenanwärter ging auch an Land und besuchte seinen Vater, der an Bord eines anderen Schiffes Dienst tat. Dort klagte er sein Leid und beschwerte sich über die brutalen Mißhandlungen seitens seiner Oberheizer. Der Vater erstattete sofort Anzeige bei der Marinebehörde. Bei der Vernehmung des jungen Anwärters gestand dieser seine Teilnahme an einer verbotenen Bewegung. Er gab die Führer dieser Bewegung, eben diesen Genossen, an. Sofort wurde dieses Protokoll dem Admiral, der oberster Gerichtsherr der Flotte war und sich an Bord unseres Schiffes befand, das gerade auf Schilligreedee lag, durch Funkspruch übermittelt.

Noch ehe der Funkspruch in den Besitz des Admirals kam, war er bereits in meinem Besitz und wir konnten, ehe wir ihn wieder an den FT-Gast zurückgaben, entsprechende Gegenmaßnahmen treffen.

So war es uns gelungen, bevor über Berlin hinweg an die badische Kriminalpolizei der Befehl zur Verhaftung des Genossen gegeben werden konnte, ihn rechtzeitig durch chiffrierte Meldung zu warnen. Er ging an demselben Tage noch über die Schweizer Grenze zu Verwandten nach Basel.

Wir glaubten alle, und in diesem Sinne berichteten wir auch später im Zentralkomitee, daß der Genosse in Sicherheit und daß deshalb ein tieferes Hineinspüren in unsere Organisation seitens der Admiralität nicht mehr möglich sei. Wir hatten aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Der Genosse bekam in der darauffolgenden Nacht noch einmal Sehnsucht nach seiner Frau, passierte gegen Mitternacht die Grenze und ging nach Lörrach. Am anderen Morgen war die Kriminalpolizei und die Feldgendarmerie in der Lage, den Genossen aus dem Bett heraus zu verhaften.

Nach der Verhaftung und seiner Überführung ins Untersuchungsgefängnis Lörrach wurde er visitiert, und man fand in seiner Uhrtasche des blauen Hemdes jene Notizen, die der Genosse trotz unseres Verbotes sich in der illegalen Tagung des Zentralkomitees vor Wochen gemacht und auf denen sich die Namen und die Schiffsbezeichnung aller Genossen des Zentralkomitees befanden. Nun war Kurzschuß!

Die geradezu unerhörte Leichtsinngigkeit des Genossen führte zu unserer Verhaftung und Aburteilung. Zwei Genossen, Reichpietsch und Cöbes, büßten durch diesen Leichtsinns ihr Leben ein. Sie wurden in Wesel erschossen.

Als das Telegramm zu unserer Verhaftung an Bord kam, waren wir nicht mehr in der Lage, trotz unserer Verbindungen im Telegraphendienst der Marine, die anderen Genossen des Zentralkomitees zu warnen, resp. ihnen zur Flucht anzuraten, da wir alle auf See waren. Wir konnten nur noch rechtzeitig alles irgendwie verdächtige Material vernichten und uns dann in die Klauen der Kriegsjustiz begeben.

Die letzte Nacht

Am Morgen des 1. September 1917 fielen die Genossen Reichpietsch und Cöbes unter den Kugeln der Abteilung eines rheinischen Landsturmбатаillons. Sie fielen für uns, für unsere Bewegung, für ihre und unsere Idee.

*

In der Abenddämmerung des 31. August 1917 trat in meine Zelle unser Geschwaderpfarrer. Ein junger, sehr asketisch ausschender Mensch. Er war offensichtlich gedrückt. Als er mich so grübelnd an meinem Gefängnistisch sitzen sah, faßte er gar keinen Mut, mich anzusprechen. Bis ich von ihm Notiz nahm. Da erklärte er mir, daß er gekommen sei, um mitzuteilen, daß wir uns auf den letzten Gang vorbereiten müßten. Ich war erschreckt. Am 27. August waren wir zum Tode verurteilt und rechneten damit, am 3. September erschossen zu werden. Keinesfalls waren wir aber vorbereitet, entgegen den Anweisungen im Strafvollzuge, schon am dritten Tage nach Urteilsverkündung ohne Urteilsbestätigung erschossen zu werden. In sehr scharfen Worten vertrat ich diesen Standpunkt dem Pfarrer gegenüber, mit dem Erfolg, daß er sich nur noch linkischer anstellte. Dann wollte er mir aber doch den letzten Trost spenden. Ich lehnte ab, erklärte, daß ich nicht an Gott glaube und bat ihn, mir meine letzten Stunden, die ich nun noch vor mir hatte, nicht durch unnütze Gespräche zu rauben. Wir alle hatten wahrhaftig Sammlung in diesen Stunden notwendig. Es ist nicht so leicht, ein junges, blühendes Menschenleben in wenigen Stunden auf den Tod vorzubereiten. Der Pfarrer verließ mich dann auch, nachdem er pflichtgemäß den letzten Brief an meine Mutter mitgenommen hatte.

Die Nacht senkte sich hernieder. Wir wurden eingeschlossen, und nun begannen qualvolle, furchtbare Stunden für uns. Reichpietsch lag unter mir. Ich hörte seinen unruhigen Schritt. Cöbes durfte ich noch kurze Minuten in dieser Nacht sprechen. Mir schien er noch verbissener als sonst. Vielleicht auch blasser, aber sehr gefaßt. Mit unheimlicher Ruhe setzte er mir auseinander, daß es doch besser sei, schon in einigen Stunden zu sterben, als erst nach Tagen. Wisse man doch, wofür man sich opfere. Sätze voller Entschlossenheit und auch voller Kühnheit. In jenen kurzen Minuten unseres Zusammenseins sah ich Cöbes in seiner ganzen Größe. Aus seinen Worten, seiner Haltung sprach der Geist jener Menschen, die unter Einsatz ihres Lebens im zaristischen Rußland den Großfürsten die Bomben in die Galakutschen schleuderten, die in Paris den Tyrannen die Revolverkugeln in den Leib jagten, und die auf dem Lido von Venedig den Blutsaugern am Volke den Dolch ins Herz stießen. Jener Menschen, die nicht mordeten, weil sie Lust daran fanden, die nicht töteten, weil sie persönliche Vorteile erhofften, sondern die den Mörderstahl in Anwendung brachten, weil es ihre Überzeugung war, daß der Tod jener die Menschheit vom Tyrannenjoch befreien würde. Es waren Kämpfer vom selben Geiste wie die Sassulitzsch und Perowskaja.

Wir mußten voneinander Abschied nehmen, kurz und fest, wie es unser Brauch war. Wir drückten uns die Hand, versprachen, aufrecht und stolz den Tod zu erwarten und schieden voneinander. — Es sollte der letzte Händedruck von ihm sein . . .

Und dann kam die Wanderung in meiner Zelle. Auf und ab, in schier ewigem Gleichklang, mit heißem Kopf. Mit der letzten Kraft unseres Denkens suchten wir nach Rettung. Doch die Kerkergitter waren gut und die Zeit zu kurz, um noch Auswege zu finden. Es mochte Mitternacht sein, da zogen unten auf der Straße singende Matrosen vorbei. Man hörte es ganz von fern.

Ob sie wohl wußten, wer dort oben im Kerker saß?

Ob sie wohl wußten, daß dort oben in enger, heißer Kerkerzelle fünf junge, blühende Menschenleben in wenigen Stunden vor den Gewehrläufen ihrer Mörder stehen würden?

Plötzlich kam der Sang viel näher, es schien, als wenn sie stehen geblieben seien und leise, ganz leise drang zu uns in die Zelle das Lied herauf, das wir acht Tage vor dem 4. August 1914 vieltausendstimmig gehört, das seitdem nie wieder erklungen:

„Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!“

Das war zuviel für uns. Da brach das ganze mühsam verhaltene Weh in uns hervor, und mit der Ruhe wars vorbei. Sie riefen revolutionäre Grüße herauf — — — die unbekanntenen Matrosen. — Unsere Freunde. — —

Was hätten wir in jener Stunde darum gegeben, um noch einmal bei ihnen sein zu können? Das letzte revolutionäre Lied — das durften wir nur von ferne hören. Und mit diesen Klängen im Ohr sollten wir sterben.

*

Längst war der Gesang der Matrosen, der uns gepocht, verklungen. Die Kasernenuhr schlug in unerbittlichen, harten, langen Schlägen die Zeitstunde an. Überall war Stille, nur unter mir hörte ich Reichpietsch auf- und abgehen. Immer auf und ab, — ohne Ruh, was mochte wohl in ihm vorgehen? — —

Endlich dämmerte der Morgen. Die Uhr schlug vier. Da hörte ich, wie Reichpietsch's Tür aufgeschlossen wurde. Ein Schrei — er mußte aus seiner Zelle kommen, dann nur noch Stimmengewirr und ein Geklirr von Ketten. Die Zellentür unter mir wurde wieder zugeschlagen. Es war still.

Bald darauf erschollen auf unserem Zallengang hastige Schritte. Jetzt hieß es, sich zusammen zu nehmen. Außerlich ruhig und gefaßt, lehnte ich mich an die Wand; der letzten Schicksalsstunde meines Lebens wollte ich ruhig ins Auge sehen, wie wir, Cöbes und ich, uns versprochen. Die Schritte machten an meiner Tür halt. Der Schlüssel klirrte, — doch nicht an meiner Tür!

Es galt Genossen Cöbes.

Ich hörte Stimmengewirr, dann eine einzelne Stimme, es mußte dem schnarrenden Tone nach ein Offizier sein. Er verlas noch einmal monoton das Urteil. Ich drückte das Ohr an die Türspalte, um genau zu hören, was vorging. Das Herz pochte fieberhaft. Ich konnte nur noch hören, wie er sagte:

„Die Begnadigung des Heizers Cöbes ist abgelehnt, das Urteil wird vollstreckt!“ — —

Dann war sekundenlang Totenstille. — Mir schien das Blut in den Adern zu stocken. — Ich hörte Cöbes klare, feste Stimme: „Ich bin bereit — über meinen Körper verfügen Sie!“ Dann wieder ein eigenartiges Klirren! Ein Schlüsserschnappen —, Cöbes wurde gefesselt. Ein kurzes Kommando und die Wachmannschaft setzte sich in Bewegung. Cöbes rief noch einmal mir durch die Kerkertür laut zu: „Leb wohl!“ Dann war es vorbei. —

Einer der besten Genossen war wieder auf die Todesreise gegangen! —

Es folgten wieder lange, bange Stunden des Harrens. Wann wohl werde auch ich geholt? Was alles zieht da noch einmal an den Augen vorbei — das ganze Leben, die ganzen Kämpfe, all die Zweifel und all die schweren Stunden, die ein junges Proletarierblut durchkämpfen, durchmachen muß. Und trotz alledem immer noch die Hoffnung auf Rettung. Es war eine furchtbare Folter. — —

Die Uhr im Kasernenhof schlug halb sieben. Draußen auf der Straße war schon reges Leben. Die Wertarbeiter gingen an ihre Arbeit. Da näherten sich wieder Schritte meiner Zelle. Die Tür wurde aufgeschlossen und der wachhabende Obermaat forderte mich auf, herauszukommen. Die

Matrosen schreckten zurück. Vielleicht sah ich besonders blaß aus — vielleicht auch war sonst etwas an mir zu bemerken, was ich sonst nicht an mir hatte, als ich aus der verdunkelten Zelle auf den lichten Korridor trat.

Ich war sonst ruhig. Vor mir stand ein Kapitänleutnant mit einigen Akten in der Hand.

Ich glaubte zu wissen, was kommen sollte. Plötzlich fährt der Kapitänleutnant mich an und schreit, daß ich stillstehen soll. Ruhig antwortete ich ihm, daß ich aus der Liste der Marine gestrichen sei und mich deshalb nicht mehr als Soldat betrachte. Das hatte er nicht erwartet. Er nahm, ohne auf seinen Befehl weiter zu dringen, seine Akten zur Hand, schlug sie auf und teilte mir mit, daß ich — begnadigt sei. Im Augenblick war ich wie betäubt. Dann hörte ich nur noch: „zu 15 Jahren Zuchthaus!“

Der Offizier trat auf mich zu, schüttelte mich am Arm und fragte, was ich darauf zu sagen habe. Was sollte ich sagen? 15 Jahre Zuchthaus, das heißt — lebendig begraben sein. Beinahe hätte ich meine beiden besten Freunde um ihr Schicksal beneiden können. Der Offizier machte Kehrt. Ich wurde in meine Zelle wieder hineingeschoben und wartete dort bis zu meinem Abtransport ins Zuchthaus.

*

Reichpietsch und Cöbes mußten noch lange Stunden auf ihren Tod warten. Mit je 20 Mann Bedeckung, schwer gefesselt, wurden sie nach einer rheinischen Festung gebracht, um dort erschossen zu werden. Die Soldaten weigerten sich, sie zu erschießen. Es half nichts. Sie wurden an einen anderen Ort transportiert. Auch da wieder Weigerung. Bis endlich ein Ort gefunden wurde, zu dem noch nicht die Kunde von dem wahren Sinn und Inhalt unserer Bewegung und unserer Taten gedrungen war.

Geblenket durch nationale Phrasen, unklar und ohne Klassenbewußtsein, schossen Landsturmänner unsere beiden Genossen nieder. Sie starben für die Sache des revolutionären Proletariats.

*

„Wir fragen: Lohnt es sich so zu sterben, kann uns das Leben nichts Besseres bieten? Und jeder von uns wird ruhig zugestehen können, selbstverständlich ist es besser, zu leben, zu arbeiten und den Bau errichten zu helfen, den jeder gern sehen möchte, von dem jeder gern wissen möchte, wie sich darin das Leben gestalten wird. Wenn wir die kleinen Arbeiterkinder spielen sehen, dann steigt in uns die große Frage auf: Wie wird die Welt aussehen, wenn sie erwachsen sein werden? Aber jeder von uns weiß und ist überzeugt, daß diese Welt nur dann entstehen kann, wenn wir den Tod nicht fürchten!“

Daher ist der Tod, in dessen Antlitz wir jederzeit ruhig und gefaßt blicken, dem wir auf dem Felde unseres revolutionären Kampfes zu begegnen gewohnt sind — deshalb ist dieser Tod für uns das Symbol des Lebens, die stärkste, größte Tat des Lebens.“

Und mit einem letzten Abschiedsgruß an unsere Genossen, deren Tod uns die Akten der Gerichte melden, können wir sagen — uns sagen — denn ihre Körper können uns nicht hören und über ihre Seelen weiß die Wissenschaft nichts zu berichten, daß, wenn sie uns aus ihrem Grabe zürufen: „Seid bereit!“ wir ihnen mit dem Ruf antworten würden:

„Allzeit bereit!“

Hinter Zuchthausmauern

Fünfzehn Jahre — lange Jahre Zuchthaus, da gilt es, sich vorzubereiten. Man muß sich einrichten und mit 22 Lebensjahren zu verstehen versuchen, was das bedeutet: in der Einsamkeit, — in einer Zelle, sechs Schritte lang und vier Schritte breit, zu leben. Immer auf und ab. Ohne Ruh und Rast — 15 lange, dunkle Kerkerjahre.

Und draußen flutet bewegt das Leben. Seine Wellenschläge sind auch in der Zelle des Zuchthäuslers spürbar. Ganz von ferne nur, ganz leise, — abgestimmt dringen sie zu ihm. Aber eben deswegen um so schwerer, furchtbarer. Es ist wie ein Sirenenang, es lockt und lockt den einsamen Gefangenen. Nach zehn bis zwölf Jahren ist es dann zu Ende mit dem Sehnen, — Irrenhaus oder Zuchthausfriedhof, mit den Gräbern ohne Namen, nur mit einer Nummer versehen, — das ist das Los und Schicksal von uns Zuchthäuslern.

So vergingen die Stunden in der einsamen, weißgetünchten, kahlen Zelle. Langsam und mählich glitten die Tage in eintönigem Trott des geisttötenden Anstaltsrhythmus dahin. Die Einsamkeit wurde nur unterbrochen durch Narrenparade und Aufseherschikanen.

Dann die Arbeit. Jeder Nadelstich, jeder Fadenzug, — war ein Fluch für die, die uns gebannt. Und doch zugleich auch ein heißer, glühender Wunsch nach Freiheit, — nach Menschen, — fröhlichen, lachenden Menschen. Aber jeder Stich, der daneben und uns ins Fleisch ging, war ein Dorn mehr im Kranz, der uns geflochten.

*

Sensationen gab es auch in unserer Kerkerhaft, nicht für uns, aber durch uns für andere.

Wir waren bereits sechs Monate hinter Zuchthausmauern. Kriegskost und Beamtendiebstahl hatten dafür gesorgt, daß uns das Leben nicht zu leicht wurde. Dreißig Pfund Gewichtsabnahme waren das Resultat dieser sechs Monate. Da erhielten wir auf Grund eines Vorstoßes im Reichstag zum ersten Male die Erlaubnis, alle drei Monate ein fünf Pfund schweres Lebensmittelpaket zu erhalten. Die Eltern sparten sich mühsam von ihrer kargen Kriegskost fünf Pfund Lebensmittel ab. Endlich traf die ersparte Ration bei uns ein. Ich wurde vorgeführt. Vor meinen Augen öffnete der Zuchthausdirektor, ein alter Sadist, das Paket, — zerschnitt Kunsthonig und Grützleberwurst sowohl wie Hartbrot und Kartoffelkuchen in tausend Stücke, damit ja kein Kassiber geschoben werden konnte. Dann durfte ich quittieren, daß das Paket eingetroffen sei. Innerlich voller Jubel, daß nun endlich für ein paar Stunden die wahnsinnigen Hungerqualen ein Ende haben sollten, unterschrieb ich die Quittung, und dann erklärte mir der Direktor, daß das Paket, da es 5½ Pfund wiege, wieder — zurückgeschickt werden müsse. Schade, ich war gefesselt, sonst wäre schon in jener Stunde ein Zuchthausdirektor weniger auf der Welt gewesen! — Nach zwei Monaten erhielt ich einen Brief von zu Hause, worin mir Mutter mitteilte, daß das Paket mit vollkommen verschimmeltem Inhalt, völlig wertlos, zu Hause angekommen sei. Das nannte man in Deutschland „Strafverbüßung“. — —

*

Wir revolutionären Matrosen saßen mit fünf Mann im Zuchthaus. Nach sieben Monaten Haft fiel das erste Opfer von uns.

Genosse Fischer war verhungert.

Er wurde in der Gefangenenkirche aufgebahrt und, obgleich wir Dissidenten, kommandierte man uns zum Kirchgang für den Toten.

Es war ein eiskalter Wintermorgen, als wir mit fünf Schritten Abstand in die kalte Zuchthauskirche hineingestoßen wurden. Die Leiche des Ge-

nossen lag mitten im Kirchgang. Wir saßen mäuschenstill und lauschten auf das Orgelpräludium, das einer unserer Mitgefangenen unserem Genossen Fischer bei seinem Grabesgang widmete. Dann kam der Pfaffe. Er bestieg die Kanzel und hielt eine zweistündige „Leichenrede“. Es war eine wüste Hetze gegen uns, feiges und gemeines Geschimpfe und Verleumdungen für unseren Genossen Fischer. Es war zum Wahnsinnigwerden. Jedes Schimpfwort, jede Gemeinheit, die dem toten Genossen galt, traf mich. — Ich sah nichts mehr. Ich fühlte nur noch diese Peitschenschläge. — Ich sprang auf, doch mit eisernem Griff zwang mich der Aufseher auf die Bank. Ich wollte schreien, doch ich konnte nicht mehr.

Als der Pfaffe geendet, trug man Fischer hinaus. Im Zuchthaushof wurde er verscharrt, und noch viele Wochen später gingen wir jeden Morgen bei der Narrenparade an seinem Grabe vorbei. Er war verhungert und lag nun in der kalten Wintererde; der reine Schnee auf seinem Grabe deckte ihn zu und schützte vor all den Verleumdungen, die die Vertreter der „deutschen Nation“ auch in diesem Hause über ihn ausschütteten. Wir aber fragten uns: Wann wohl werden auch wir erlöst sein? — — —

*

Durch Hunger sollten wir mürbe gemacht werden. Als der Hunger uns schon dazu trieb, daß wir Sägespähne mit dem Essen mischten, nur um endlich einmal das Gefühl des Sattseins zu haben, und als sich die Folgen dieser Kost bald zeigten, hielt man die Zeit für gekommen, um an uns „Erziehungsarbeit“ zu leisten. Der Pfaffe kam in die Zelle. Trotz unserer Weigerung versuchte er, Reuegeständnisse zu erpressen. Derselbe Pfaffe, der Leichenschändung betrieben, der wollte uns zu „neuen, tüchtigen“ Menschen machen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich packte mich bei seinem Anblick eine ungeheure Wut. Der ganze unbändige Haß, der seit Monaten in mir aufgespeichert, mußte sich entladen. Ich war mir bewußt, daß mir das nicht helfen, sondern nur mein Los verschlechtern konnte. Aber ich mußte einen Ausweg haben, oder — — ich wurde verrückt. Da schlug ich dem Pfaffen, als er mit seinem speckglänzenden Gesicht sich über mich beugte, ins Gesicht. Ich wußte nicht mehr, was war, schlug wild um mich. Nur heraus mußte die Wut, heraus der Haß. — — — Achtundzwanzig Tage schweren Kerker — das war der Erfolg meiner Handlung.

Achtundzwanzig Tage lang in einer Zelle, die keine Fenster hat, an ein Gitter fest angeschlossen, ohne sich rühren zu können, jeden Tag nur einen halben Liter Wasser und dreihundert Gramm Brot als Kost, so glaubte man Revolutionäre von ihrem Haß gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung abbringen und sie zu „nützlichen“ Gliedern dieser Gesellschaft machen zu können.

So vergingen die Monate in furchtbaren Qualen und in heißer Sehnsucht nach Freiheit. Wir kamen, da selbst bürgerliche Inspektionen die Behandlung im Zuchthaus Celle zu provozierend fanden, ins Zuchthaus Rendsburg. Dort war die Behandlung gleich der aller anderen kriminellen Verbrecher. Das Fenster meiner Zelle umrahmte ein Stück Landschaft am alten Eiderkanal. Ich konnte gerade noch den Bogen der Hochbrücke erblicken, die über den Nord-Ostsee-Kanal führt, ohne dabei den Kanal selbst sehen zu können. Jeden Abend nach Einschluß stand ich auf meinem Schemel am Fenster — drückte die heiße Stirn gegen das kalte Eisengitter, um sie zu kühlen, und ließ die Blicke in den fernen Abendhimmel schweifen. Und die Gedanken wanderten hinaus in den Weltenraum. Jede Nacht wartete ich mit heißer Sehnsucht auf ein Lebenszeichen der deutschen Revolution. Oft fuhren die Schiffe des Nachts unter der Hochbrücke durch den Kanal. Oft hörte ich die Lieder, die darauf gesungen oder darauf gespielt wurden.

Bibl. Stein

Leichte, seichte Matrosenlieder, aber noch nicht jener Sang, von dem wir hofften, daß unter seinen Klängen unsere Kerkergitter sich öffnen würden, um uns die Freiheit wiederzugeben: der Gesang der Revolution. — —

*

Eines Morgens ganz früh, ehe geweckt wurde, stand ich noch immer an meinem Fenster und sah, von einer merkwürdigen inneren Unruhe befallen, immer auf den Kanal hinaus. Längst war die Nacht zur Neige gegangen. Allmählich rührten sich draußen die Menschen. Da hörte ich plötzlich eine kleine Schiffssirene heulen. Merkwürdig oft hintereinander. Was mag das wohl sein? —

Ich schaute schärfer unter den Bogen der Hochbrücke. Da sah ich plötzlich langsam zwei Schiffsmaste darunter hinwegziehen. Was war das?

Zwei rote Flaggen in beiden Topp.

Was ist das? — Wieder einige bange Minuten. Und dann zog wieder ein Schiff unter der Brücke hindurch — und wieder war eine rote Flagge im Topp. Was mochte das nur sein? — Das konnte doch nicht?

Nein, der Gedanke war zu absurd. Noch gestern hatte uns einer der Aufseher vor den Leib getreten, weil wir ihm nicht schnell genug gingen. Das hätte er sicherlich nicht getan, wenn — — die Revolution schon da wäre. Ich preßte das Gesicht noch fester an das Gitter, um mehr zu sehen.

Da knarrte der Schlüssel in meiner Tür. Ich sprang vom Fenster hinweg, um meine Sachen vom Korridor zu nehmen. Dabei sah ich dem Aufseher sehr scharf ins Gesicht. Doch seine Mienen verrieten nichts von dem, was draußen war. Ich war enttäuscht. Den ganzen Tag war ich unruhig. Alle Minuten schaute ich durch die Gitter, aber nirgends fand ich eine Bestätigung meiner Gedanken. Und das ging tagelang so. Plötzlich wurde die Tür aufgeschlossen. Müde ob der Aufregung der letzten Tage erhob ich mich von meinem Platz und —

herein traten in meine Zelle zwei Matrosen. Richtiggehende, leibhaftige Matrosen, mit roten Binden am Arm. Sie erklärten mir, daß ich frei sei. Die Revolution in Deutschland habe gesiegt.

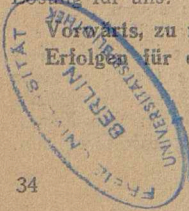
Ich weiß nicht mehr, was dann gekommen ist. Als ich wieder zu mir kam, lag ich schon im Entlassungsraum der Anstalt und meine anderen Genossen waren bereits zur Entlassung eingekleidet. So krank und schwach wie ich war, ich riß mich zusammen. Nur heraus aus der Anstalt.

Am 14. November 1918, nachmittags 2.30 Uhr, öffneten sich die Kerker Tore im Zuchthaus Rendsburg und, von einer großen Menschenmenge empfangen, trug man uns unter Absingen der „Internationale“ nach Rendsburg hinein.

Die „Internationale“, das war das Lied, mit dem einst unsere Kameraden von unseren Toten Reichpietsch und Cöbes Abschied genommen hatten. Mit diesem Lied begrüßte man uns wieder in der Freiheit. Es war wie ein Traum! —

Wir sind einige Tage später sieges- und wiedersehensfreudig in die Heimat gefahren, die wir drei Jahre nicht gesehen. Doch acht Tage später schon, als die ersten Proletarier, die für die Revolution gekämpft, verblutet auf den Straßen lagen, da war unsere Freude vorüber. Aufs neue flammte der ungeheure Haß beim Anblick dieser Toten auf, und es gab nur eine Lösung für uns:

Vorwärts, zu neuen Kämpfen, neuen Leiden, neuen Qualen und neuen Erfolgen für den Endsieg der kommenden proletarischen Revolution!



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort.

I. Abschnitt.

Deutschlands Flotte.

1. Kapitel: Die Flotte als Ausdruck der imperialistischen Bewegung	Seite	5
2. " Die soziale Zusammensetzung der Flottenmannschaft .	"	7
3. " 1914—1917	"	10

II. Abschnitt.

Auf Vorposten der Revolution.

1. Kapitel: Kleine Ursachen — große Wirkungen	Seite	11
2. " Feuer aus!	"	16
3. " Der Weg zum Kriegsgericht	"	20
4. " Wie es nicht sein soll	"	25
5. " Die letzte Nacht	"	29
6. " Hinter Zuchthausmauern	"	32

DRUCK
BUCHDRUCKEREI LOUIS HEITGRES
HAMBURG 36

7

A

4062

Hamburger Volkszeitung

Verlag Walter Rühl

Hamburg 36, Valentinstamp 40/42

Vertrieb: Hamburg: Vertrieb 4451-4454 / Bankkonten: Commerz- und Privat-Bank Aktiengesellschaft, Besessentasse Bankmarkt und Deutsche Bank, Filiale Hamburg, unter Hamburger Volkszeitung Walter Rühl / Postkonten: Hamburg 11 Nr. 30 504

Die „Hamburger Volkszeitung“ erscheint täglich, außer Sonn- und Feiertagen. Bezugspreis durch die Anstalten monatlich 2,- Mark, durch Post 2,50 Mark, durch die Post bezogen monatlich 1,65 RM.

Anzeigen: die 12 gespalt. Zeilen je 0,40 RM., Arbeitsmarkt, Vermietungs- u. Familienanzeigen 0,25 RM., Platzanzeigen im Loggittel 5,- RM. Kleine Anzeigen bis zu 9 Zeilen, die Zeile 0,25 RM.

Die Waffe

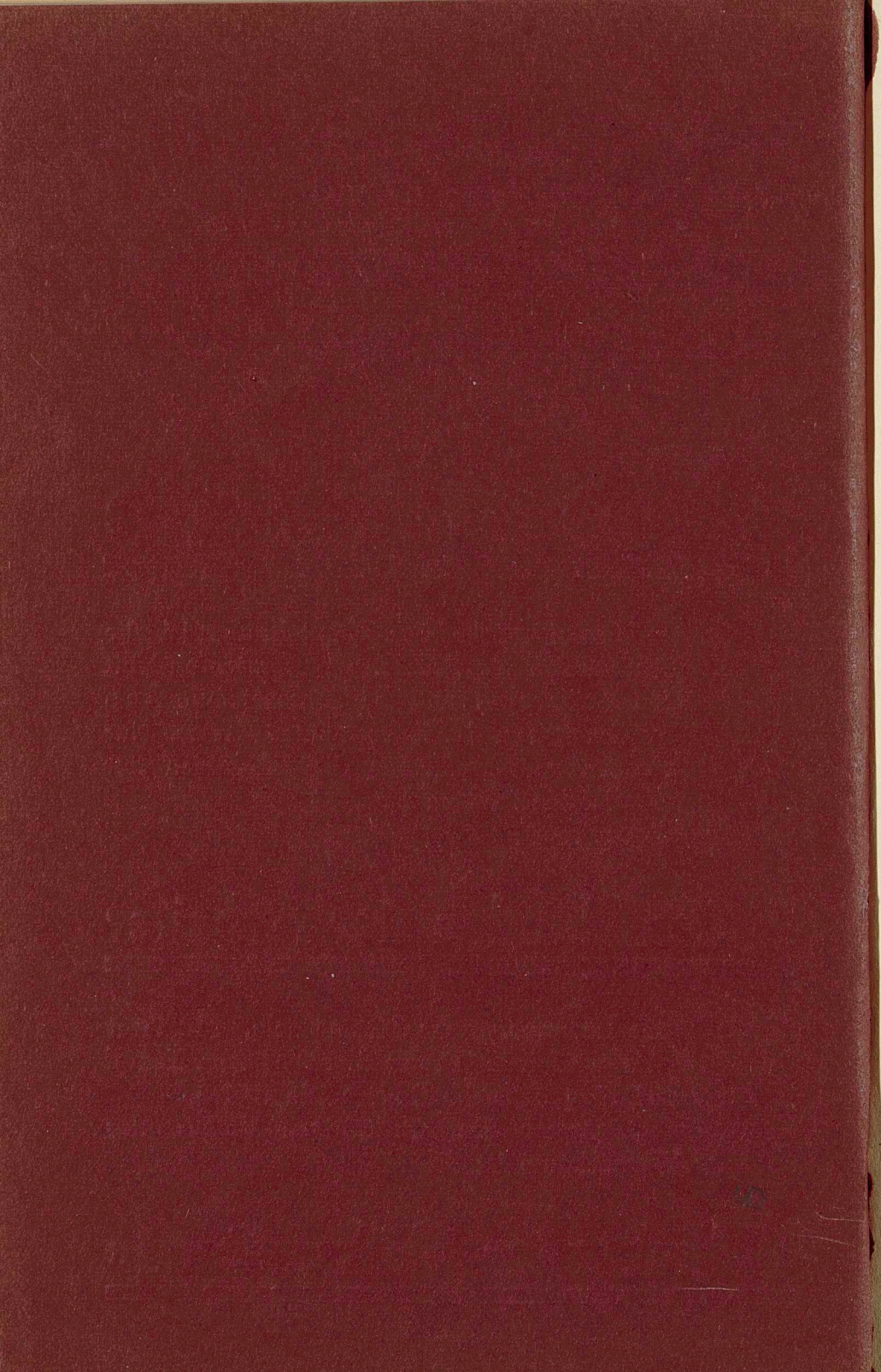
im Kampf gegen den Kapitalismus ist die kommunistische Presse. Nur sie enthüllt den Volksverrat und die schmachvolle Ausbeutungspraxis der herrschenden Klasse. Nur sie tritt unverhüllt für die Interessen der schaffenden Massen ein.

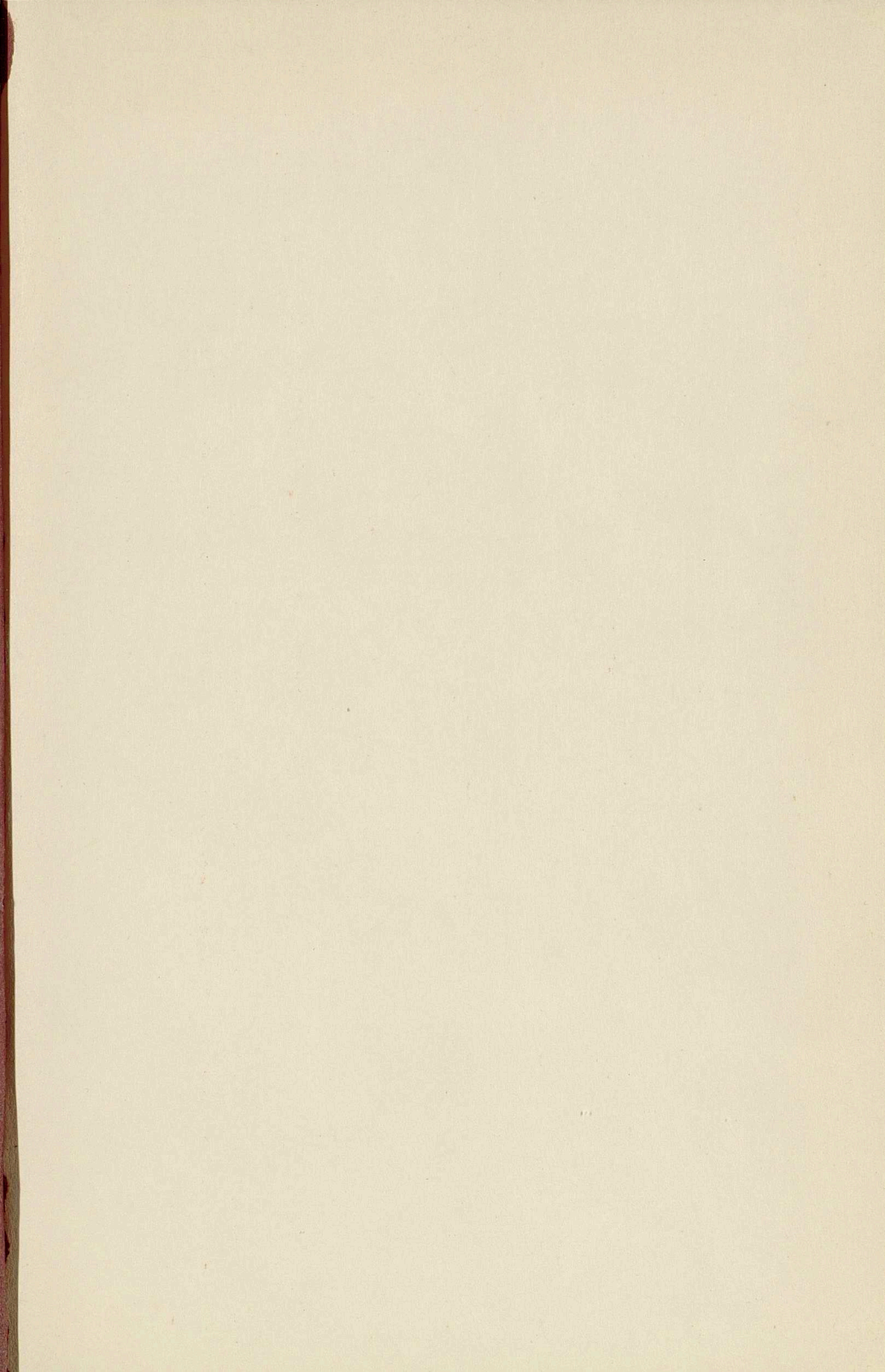
Darum muß

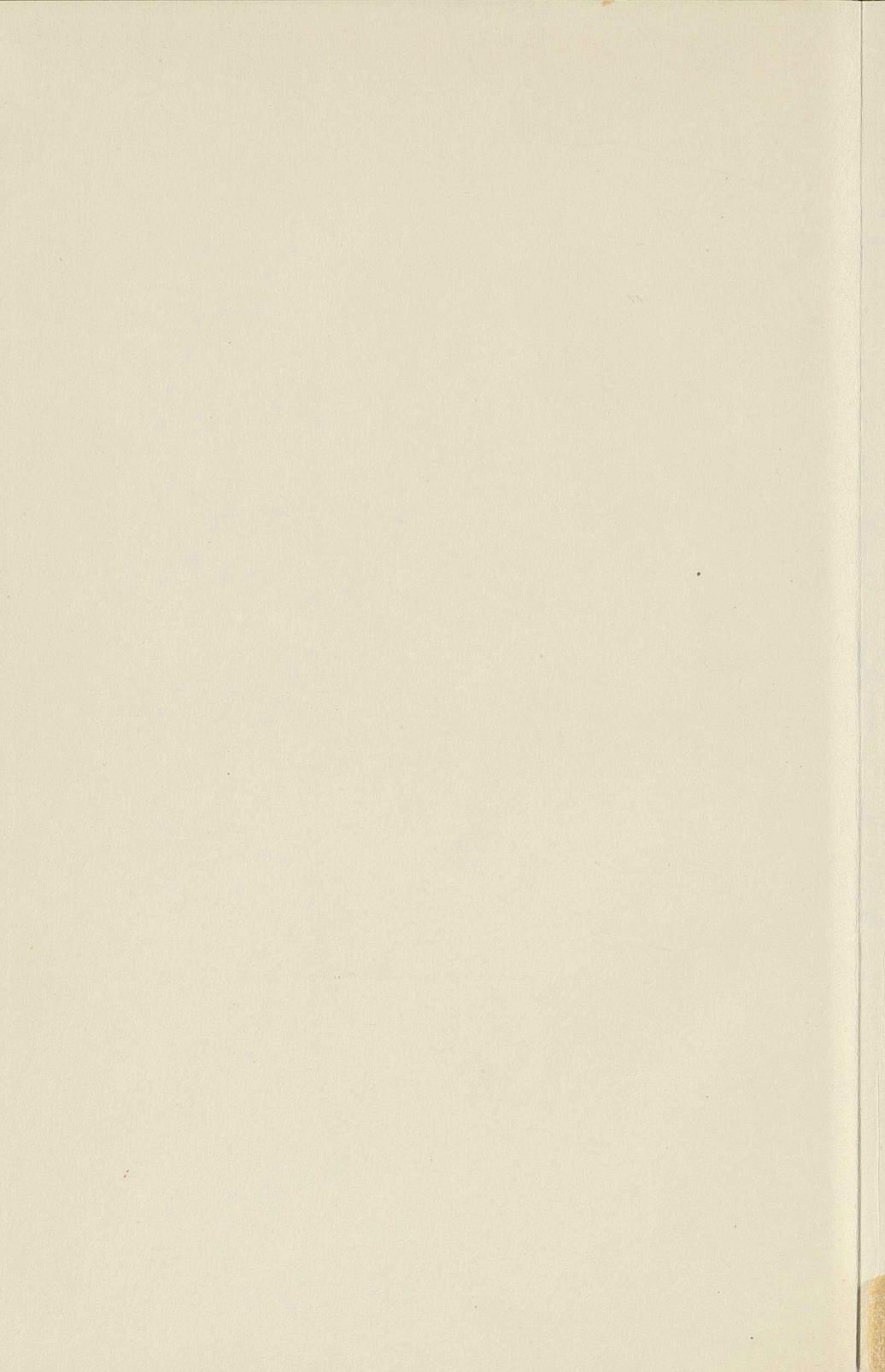
in den Händen der Arbeiter

eine kommunistische Zeitung sein. Mit ihrer Hilfe wird jeder Prolet den Weg zum Kampf und Sieg über die Bourgeoisie finden. Das Organ des werktätigen Volkes der Wasserkante ist die

»Hamburger Volkszeitung«







STR55

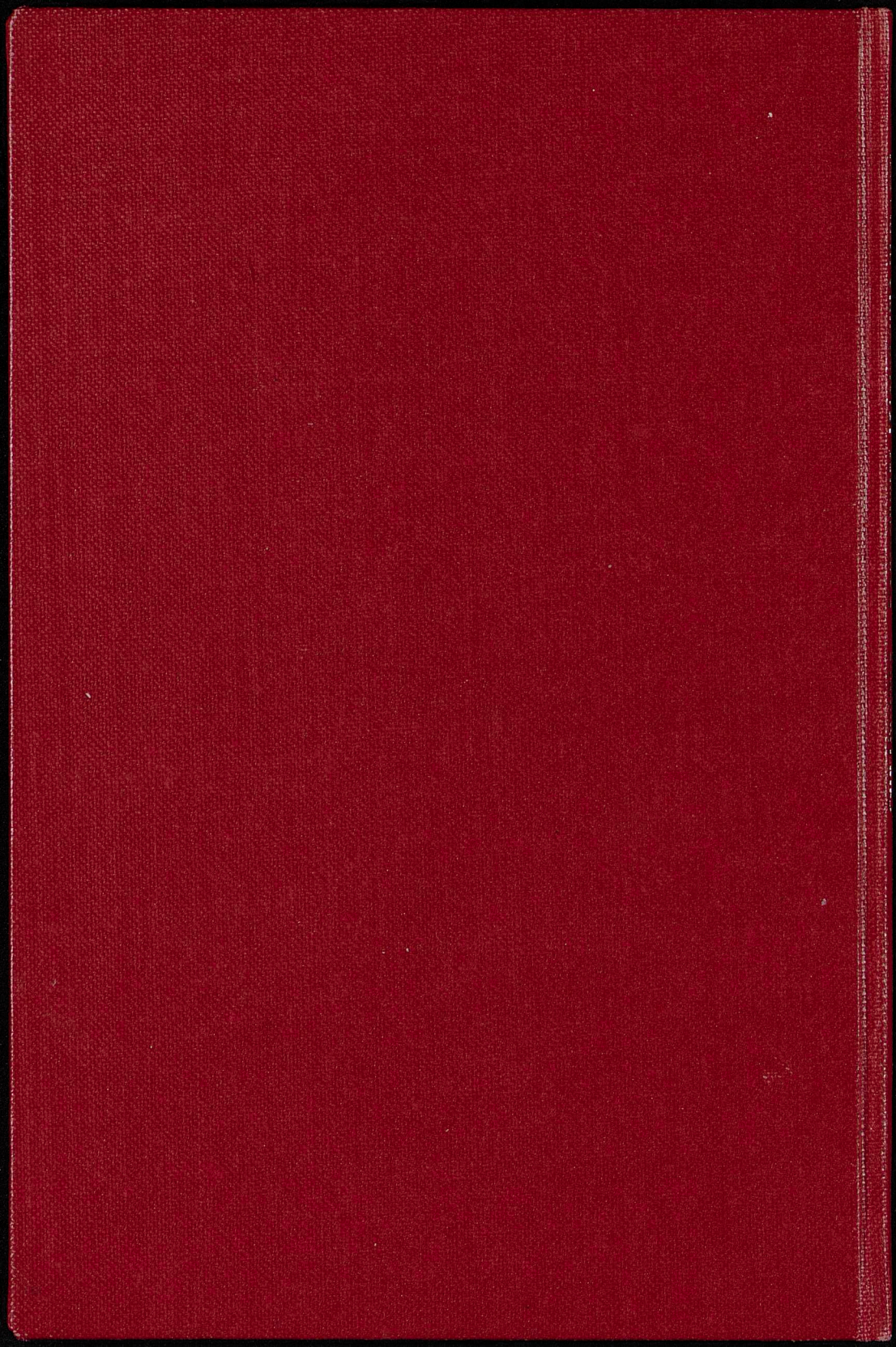
RARA

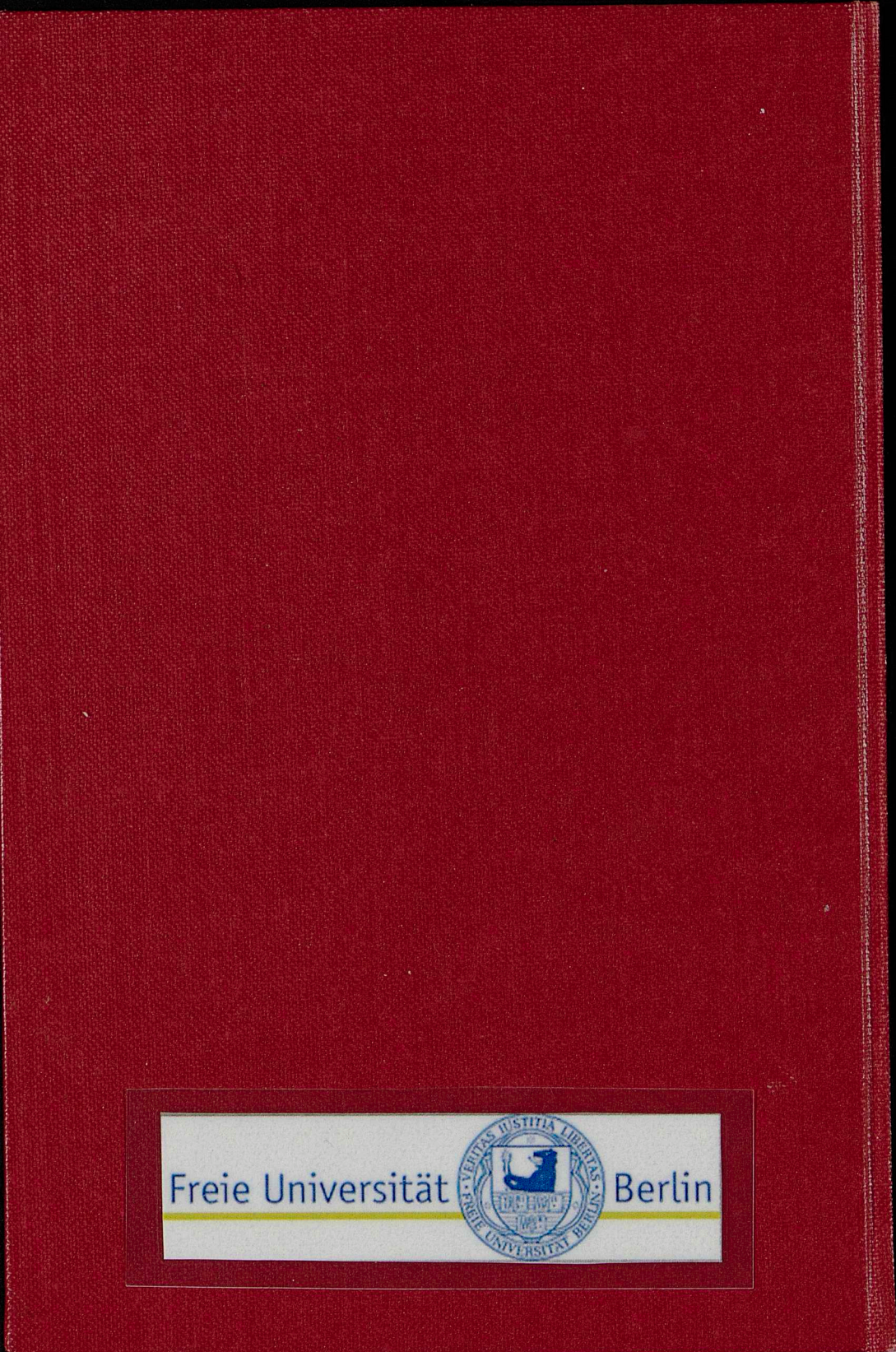
X13<0056005500016

RAL-RG 495

Buchbinderei
JACOB KOHNERT
1. Berlin 10
Wilmerdorfer Str. 60/61

am 17.3.72



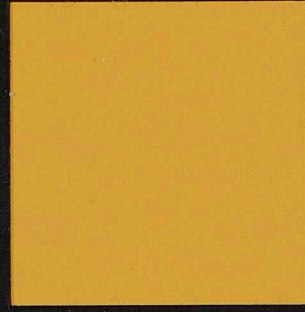
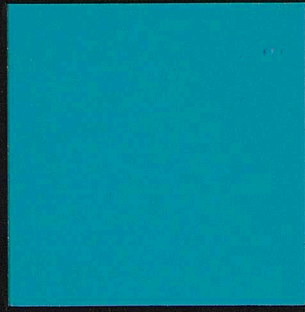
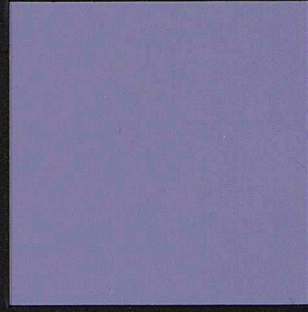
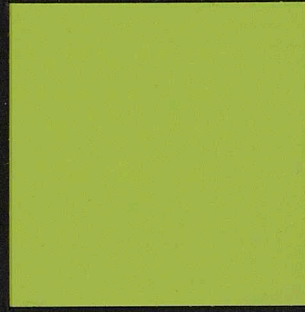
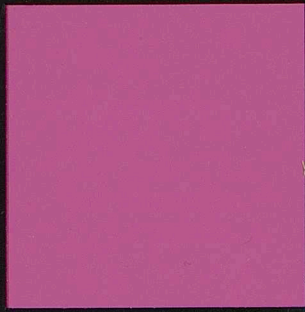
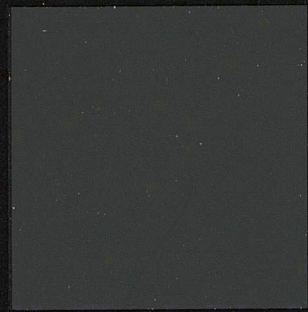
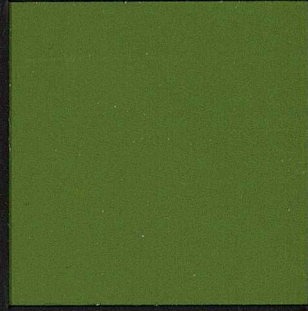
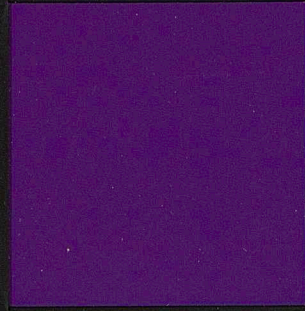
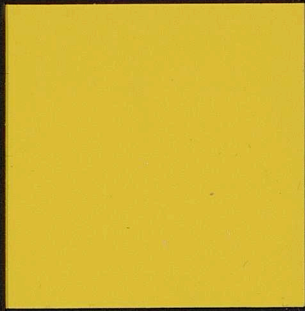
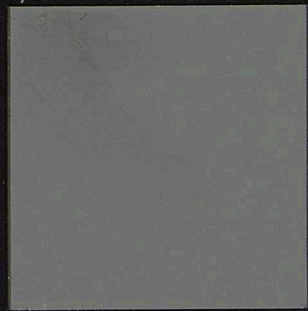
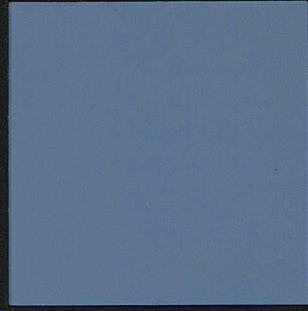
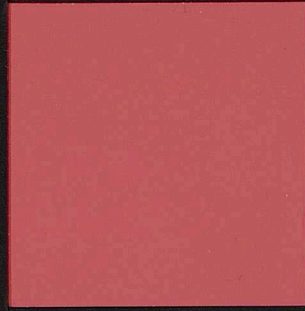
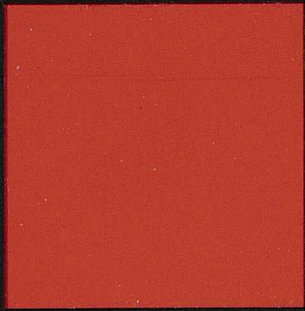
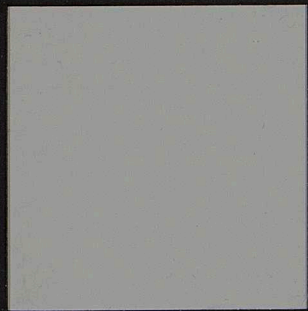
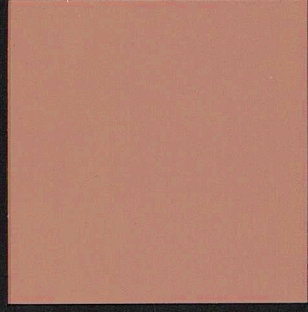
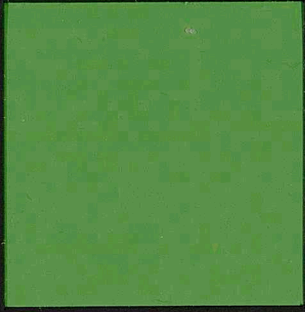
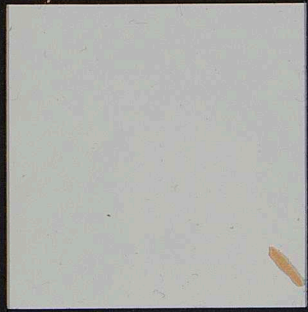
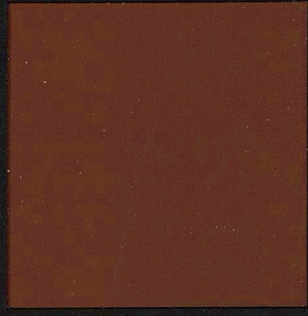
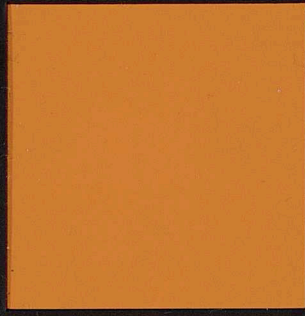
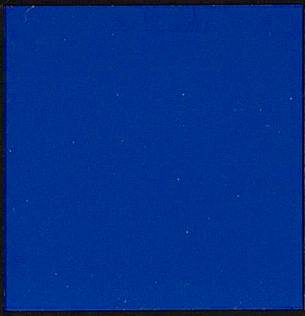
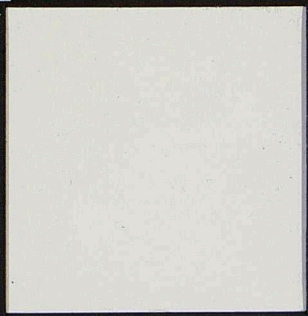


Freie Universität



Berlin

x-rite



colorchecker CLASSIC

100mm